M. Johann Gottl. Steebs

Versuch
einer allgemeinen
Beschreibung
von dem Zustand
der
ungesitteten und gesitteten Völker
nach ihrer moralischen und physicalischen Beschaffenheit.

Carlsruhe
Druckts und verlegts Michael Macklot, Markgräflich-Bad. Durl. Hofbuchhändler. 1766.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Es ist immer schade, daß wir in der alten Geschichte so wenig Nachrichten von dem wahren Ursprung und dem ersten Alter der Völker antreffen. Denn, wenn wir einige wenige Nachrichten ausnehmen, so lesen wir an statt dessen meistens nichts als unerträgliche und die wunderbareste Fabeln. Ausser dem allgemeinen Nationalstolz, kraft dessen sich die Nationen gleichsam in die Wette alt machen, und mit Jahrhunderten nur ihr Spiel hatten, bemühten sie sich noch überdieß, ihren Ursprung recht wunderbar zu machen. Entweder stammten sie, ihrem Vorgeben nach, von Halbgöttern oder Heuschrecken, Eichen oder Drachenzähnen, Steinen oder Ameisen her, oder wolten sie, gleich den Erdschwämmen, in ihrem eigenen Lande gewachsen seyn. Neben dem war der Erdboden weder so bevölkert und bekannt, noch so offen als jetzo. Daher kannten die Geschichtschreiber gemeinig-

[library stamp]

lich nur die benachbarten Völker, und wenn sie ja auch von entfernteren etwas wissen wolten, so waren es nichts, als ungewisse Traditionen, die man ihnen vorsagte, oder offenbare Fabeln und solche Mährgen, die sich höchstens nur für Kinder und Ammen schicken. Ich würde mich daher schämen, etwas von jenen Männchen anzuführen, die nur drey bis fünf Spannen hoch waren, und mit den Störchen die blutigsten Kriege zu führen hatten, wenn nicht einige neuere Reisebeschreibungen in Ansehung der Lappländer gleich fruchtbar an dergleichen närrischen Erdichtungen gewesen wären, und es nicht geschienen hätte, als wolte man dem Alterthum seine Pygmäen mißgönnen.

Dem ohnerachtet können wir ein ziemlich wahrscheinliches Gemählde von dem ersten Zustand der Völkerschaften machen, sie mögen gelebt haben, zu welcher Zeit sie wollen. Wir kennen heut zu Tage eine ziemliche Anzahl von Völkern, welche sehr einfach und natürlich leben, und wenn wir daher die Beschreibungen der Grönländer, der Hottentotten

ten und der meisten americanischen Völker mit der Beschreibung der Scythen, Sarmaten und alten Deutschen zusammen halten, und die Natur des Menschen betrachten, so werden wir den Mangel der alten Nachrichten ersetzen können. Wir werden die gröste Aehnlichkeit zwischen den alten und neuern dergleichen Völkern wahrnehmen. Wir werden sehen, daß sie alle ohne Gesetze, Obrigkeit und Richter und überhaupt ohne eine politische Verfassung leben; daß sie sehr einfache und wenige Bedürfnisse haben, und daß daher die Triebfedern, von welchen diese Völker angetrieben werden, alle sehr einfach, mehr natürlich als sittlich, und überhaupt einerley seyen. Ob diese Eicheln, jene Seehunde essen, ist in der Hauptsache eins.

Von denen Veränderungen, wodurch sich diese Völker von ihrem einfachen Zustand entfernen, und sich nach und nach dem gesitteten Leben nähern, habe ich in dem zweyten Theil die hauptsächlichsten anzuzeigen gesucht.

In dem dritten Theil bemühe ich mich, den Zustand der gesitteten Völker

zu beschreiben. Ich habe dabey immerdar mein Augenmerk auf die Meynung des Herrn Rousseau gehabt, und daher die Vortheile und Nachtheile desselben zu zeigen gesucht, um so mehr, da dieser beredte Bürger nichts als traurige Bilder davon häuffet, und uns blos unser Elend, Schwäche und Unterdrückung empfindlicher zu machen sich bestrebt. Bey nahe eben so, wie jene italienische Mahler, die in ihrem Leben nichts anders als Höllen und Teufel mahlten.

Uebrigens bin ich weit entfernt zu glauben, daß meine Beschreibung vollständig und vollkommen seye. Es sind blos einige grobe Züge von einem Gemählde, dessen Ausarbeitung einem feinern Pinsel zukommt.

Unterschied zwischen den Thieren und Menschen.

Die Thiere, deren Natur mit gewissen Gränzen eingeschränkt ist, bringen alles dasjenige, was sie in ihrem ganzen Leben brauchen, entweder gleich mit auf die Welt, oder erhalten es doch theils durch eine ihnen angebohrne Fertigkeit, theils, ohne ihr Bemühen, durch die Natur selbsten. So, wie sie alsdenn sind, bleiben sie, und werden weder vollkommener noch unvollkommener. Daher sahe Adam bey der Schöpfung, und Noa in der Arche keine unvollkommenere Thiere, als wir noch heutiges Tages sehen, ohnerachtet inzwischen viele hundert Jahre verflossen sind, und wir in allen andern Sachen die gröste Veränderung wahrnehmen. Daher konnte ein Pferdt die ihm taugliche Kräu-

ter vor 4000 Jahren eben so gut finden als jetzt. Aus gleichem Grunde aber haben es auch inzwischen die Affen, ihrer zur Nachahmung aufgelegten Natur unerachtet, noch nicht so weit bringen können, daß sie gleich denen Menschen reden könnten, und das Netz einer Spinne im Paradies ist von demjenigen, das sie heutiges Tags macht, gar nicht unterschieden.

Der Mensch hingegen bringt keine mit Haar überzogene Haut, keine Federn, keine eingefleischte Waffen mit sich auf die Welt, sondern der Herr des Erdbodens wird alsdenn nackt und blos, schwach und unwissend den rauhen Elementen Preis gegeben, und bleibt länger, als ein jedes anderes Thier, in diesem Zustand. Er hat keine solche Triebe und angebohrne Fertigkeiten, wie die Thiere, denen sie, um sich zu erhalten, nur blindlings folgen dürfen. Adam und seine Kinder, wenn sie bedeckt seyn wollen, müssen sich selbst Kleider aus Feigenblättern und Thierhäuten machen.

An statt dessen aber hat er 1) die Vernunft, dieses, in Vergleichung mit den

den Thieren, allmächtige Wesen, die er nur anbauen darf, mit welcher er seine Bedürfnisse, in ungleich grösserer Vollkommenheit, als die Thiere, sich anschaffen kan, und durch welche er seinen Zustand überhaupt vollkommener zu machen im Stande ist. Er hat 2) die Freyheit in seinen Handlungen, und ist kein Sclave eines blinden Instincts. Er ist 3) unter allen lebendigen Geschöpfen dasjenige, welches am besten organisiret ist. Ein Helvetius trieb es zwar zu weit, wenn er unsere Begriffe aus unserer Organisation entspringen läßt, und nach dessen Grundsätzen wäre ein Esel eben so vernünftig geworden, als wir, wenn er eben diese Gliedmassen gehabt und sich eben so stark vermehrt hätte: inzwischen aber ist der wirkliche Bau des Menschen zu seiner Bestimmung dennoch der geschickteste, und vielleicht besieht man seine Finger, wenn man die unzählige davon abhangende Künste und Bequemlichkeiten bedenkt, niemalen mit der gehörigen Aufmerksamkeit.

Alle Thiere, höchstens sehr wenige ausgenommen, haben ihr gewisses Va-

terland, alle aber ihre ihnen eigene Nahrungs-Arten. Ein Hund würde Hungers sterben, wenn man ihm blos Haber und Heu vorlegen wolte. So ist es auch in Ansehung der Himmelsgegend. Man versetze Affen, Kameele, Elephanten, u. d. gl. nach Nova Zembla, und versuche es, wie weit man es mit diesen thierischen Colonien bringen könne. Sie würden ihren Tod eben so wol daselbst finden, als der Ibis ausserhalb Egypten. Der Mensch hingegen hat den ganzen Erdboden zu seinem Vaterland. Dieses zur Anfüllung der Erde bestimmte Geschöpfe kan von der Sonne eben so wenig gebraten, als von der Kälte erfroren werden. Der Grönländer mit ungeheuren Felßen und Gebirgen von Eis umgeben, lebt fast ohne alles Holz, und die Einwohner der brennenden Erdgürtel und der heissesten Gegenden verschmachten nicht. Ausserdem bindet ihn kein besonderer Instinkt nur an gewisse Arten von Speise. Die gröste Mannigfaltigkeit bietet sich seinem Geschmack dar, und er kan sich ernähren, er mag auf dem Erdboden seyn, wo er will, und mit was es seye. Strabo und Arrianus

nus B. 15. Arrian. Hist. Ind. c. 29. melden, daß es bey der Seeküste von Persien ein Volk gegeben, das Ichthyophagi genannt worden, und sich nicht allein blos mit Fischen ernährt, sondern auch seine Hütten davon aufgerichtet. Man sehe, wie die Grönländer noch heutiges Tages auf eine ähnliche Art der Unfruchtbarkeit ihres Bodens trotzen.

Ich habe diese Vergleichung mit Fleis voraus geschickt, weil ich weiß, daß einige unter den natürlich-lebenden Menschen und den Thieren fast allen Unterschied aufheben.

Inn-

Innhalt.

Von dem Zustand der ungesitteten Völker.

1) Ihre physicalische Seite,

a) Ihre Nahrung,

α) Waldfrüchte,

β) Jagd,

γ) Viehzucht,

δ) Fischerey,

b) Kleider und Wohnungen,

c) Leibesbeschaffenheit u. Gesundheit,

d) Ihre äusserliche Gestalt.

2) Ihre moralische Seite,

α) Ihr Verstand und Geschmack,

β) Ihre Religion,

γ) Ihr moralischer Character.

a) Verschiedene Beyspiele von dem moralischen Character dieser Völker,

b) Schlüsse daraus,

c) Ein dreyfacher Unterschied,

d) Beantwortung einiger Einwürfe und Erörterung einiger anderer Sachen.

3) System des Herrn Rousseau und Gründe dagegen.

Erster

Erster Theil.

Von dem

Ungesitteten Zustand

der

Völker.

Justin. de Scythis.

Plus apud illos proficit ignorantia Vitiorum quam Cognitio Virtutis.

Erster Abschnitt.
Von der physicalischen Seite
der ungesitteten und einfach lebenden
Völker
und ihren äusserlichen Umständen.

§. 1.
Von ihren Nahrungs-Arten.

Tacitus sagt von Deutschland, ohnerachtet der Boden ein wenig verschieden ist, so bietet er dem Auge dennoch, in dem Ganzen betrachtet, nichts dar, als entweder fürchterliche Wälder oder wüste Moräste. Diese Worte geben uns eben so wol ein Bild von dem ganzen Erdboden, ehe er durch menschlichen Fleis ist angebauet worden, als von Deutschland. Die Natur der Sache bringt es mit sich. Wenn es oft und stark regnet, und das von erhöheten Orten herunter fliessende Wasser keinen Abfluß

fluß findet, so entsteht daraus jene Vermischung von Erde und Wasser, die man einen Morast nennet. Höhere Oerter hingegen, auf denen das Wasser nicht stehen bleibt, werden durch den Regen nur befeuchtet, und bringen daher, weil sie der Sonne wieder besser ausgesetzt sind, Bäume und Gesträuche hervor, aus denen zulezt Wälder entstehen. Temple, Etat de Hollande pag. 5. Mit dieser Anmerkung stimmt wirklich die alte und neuere Geschichte überein. Von den Wäldern Galliens und selbst Britanniens sehe man den Cåsar nach de bell. Gall. l. VI. c. 29. l. V. c. 3. l. III. c. 28. l. IV. c. 32. und von Spanien behauptet Strabo ein gleiches. Aus eben diesem Grunde war auch America, wenn man das gesittete Peru und Mexico ausnimmt, fast ein einiger Wald, Morast und See. Diese Gestalt des Erdbodens und die Unwissenheit der ungesitteten Völker bringen es demnach ganz natürlich mit sich, daß ihre Nahrung sehr rauh und einfach seyn muß. Sie konnten Anfangs keine andere Früchte haben, als solche, welche die Erde von freyen Stücken hervor brachte, Wurzeln, Kräuter, Waldfrüchte und

und besonders die Eichel. Wahrscheinlicher weise machte dieses anfangs alle ihre Speisen aus. Doch muß diese Nahrungs-Art bald einen beträchtlichen Zuwachs durch die Jagd bekommen haben. Die wenigen Mittel sich zu ernähren, müssen die Menschen bald angetrieben haben, Pfeile und andere Instrumente zu erfinden. Der Aufenthalt in den Wäldern machte ihnen über dieses die Jagd nöthig und leicht. Theils waren die Thiere ihre beständige Nachbarn, theils hatte man, ausser den angeführten wenigen Früchten, sonst nichts als das Fleisch der Thiere. Hierzu kommt noch die Nothwendigkeit stärkere und vom Raub lebende Thiere umzubringen, deren Fleisch man, da der menschliche Gaum noch nicht so verzärtelt wäre, ohne Eckel asse; dieses ist die Ursache von dem hohen Alterthum der Jagd, und ihrer Allgemeinheit sowol ehemals als heutiges Tages. Die Britannier sagt Dio, hielten sich in Wäldern, Bergen und Sümpfen auf. Sie hatten keine Städte, Mauren oder Ackerbau, sondern lebten von der Viehzucht, Jagd, Baumfrüchten und Wurzeln. Eben daher

hatte die Erde schon weit früher einen Nimrod, und aus gleichem Grunde jagten die alten Deutschen ehemals, und die Einwohner des mitternächtlichen America noch heutiges Tages.

Nach der Jagd nimmt die **Viehzucht** den nächsten Platz ein, und ohne Zweifel gab die erstere zur letztern Anlaß. Da eigentlich kein Thier von Natur so zahm ist, als es durch den menschlichen Fleiß gemacht wird, so haben ohne Zweifel die Menschen vermittelst der Jagd bemerkt, was für Thiere weniger wild und welche sanftmüthiger seyen. Der gemeinschaftliche Aufenthalt mit ihnen und eine tägliche Erfahrung hat ihnen unfehlbar die Mittel und Weege gewiesen, wie man sie einschliessen und zahm machen könne. Auf diese Art haben sie angefangen, Heerden für sich zu ziehen, und sich von denselbigen zu ernähren. Dieses konnte um so eher seyn, weil bey diesen Umständen Weide genug da war, und man von einem Ort zum andern ziehen konnte. So lebten ehmals die Erzväter und Scythen, und so leben die Araber,

Tar-

Tartarn, und Hottentotten noch heut zu Tage.

Man setze zu diesen Nahrungs-Arten noch die Fischerey, welche bey solchen Völkern nichts anders als eine Jagd in einem andern Element ist, und welche unter denen am Meer und grossen Flüssen sich aufhaltenden Völkern im Gebrauch seyn könnte, so weiß man alle Nahrungs-Arten welche unter diesen einfach lebenden Völkern statt fanden. Denn was den Ackerbau anbelangt, so war er entweder noch gar nicht da, oder wollte wenigstens nicht viel bedeuten.

Aus denen bisher angeführten Nahrungs-Arten sieht man, daß man bey diesen Völkern noch keinen Apicius oder Vitellius suchen darf. Ihre Speisen sind theils an sich selbsten, theils wegen Mangel des nöthigen Haußrathes einfach und rauh. So sehr man sich auch immer darüber verwundern mag, so gab es doch viele Völker, welche lange Zeit hindurch den Gebrauch des Feuers nicht wußten. Ohne von den alten Völkern z. E. den alten Phöniciern, Egyptern, Griechen, Persern u. d. gl. etwas zu melden, wollen

wir nur der Einwohner der marianischen Inseln gedenken, die im Jahr 1521 entdeckt wurden. Diese Insulaner hatten sogar keinen Begriff vom Feuer, daß sie es Anfangs für eine Art eines Thiers ansahen, das sich an das Holz hänge, und sich davon ernähre. Als sich die ersten, die sich ihm näherten verbrandten, jagten sie den andern ein solches Schrecken ein, daß sie sich nichts anderst als von Ferne es anzusehen unterstunden, aus Furcht, von diesem fürchterlichen Thier nicht gebissen, noch durch sein gewaltsames Hauchen nicht verlezt zu werden. Ich könnte noch etliche dergleichen Völker nennen, die in gleicher Unwissenheit waren. Mehrere dergleichen sehe man in Hrn. Goguets Buch vom Ursprung der Gesetze, Künste und Wissensch. 1. Th. Andere solche Völker hatten zwar eine Kenntniß vom Feuer, allein da ihnen der nöthige Haußrath darzu fehlte, so nutzte sie solches sehr wenig. Die Einwohner der südlichen Inseln wußten im Jahr 1715. kein anderes Kunst-Stück die Schweine zu braten, als in ihren Leib glühende Steine zu legen. Eben dieses machte bey andern die Kunst

aus,

aus, das Wasser warm zu machen. Wird man sich daher noch wundern, wenn man solche Völker so einfach und rauh leben sieht? dis ist die Ursache, warum die alten Einwohner der Insel Hispaniola Fledermäuse, Schlangen, Spinnen, Würmer u. d. gl. assen. Daher verzehren die Caraiben, Iroquoisen, Brasilianer u. d. gl. noch heut zu Tage ihre erschlagene Feinde, Gefangenen, verstorbene Eltern und Anverwandten. Das Bären-Schmalz war bey den Iroquoisen ein solcher Leckerbissen, daß sie glaubten, das nach demselben lüsterne Frauenzimmer seye dardurch aus dem Himmel auf die Erde gelockt worden. Amer. Gesch. 1. Th. Ein wichtiger Ursprung und ein wichtiger Bewegungs-Grund! Aus gleichem Grunde verzehren die Hottentotten alte Schuhe, und ihre in Menge sich bey ihnen aufhaltende Läuse; Kolbe S. 194. u. 195. und die Grönländer scharren ihre Seehunde auf den Winter in den Schnee ein, ziehen sie aus solchem heraus, und essen sie alsdenn, ohne weitere Umstände roh und gefroren. Egede, Beschr. von Grönland S. 155.

§. 2.

Von ihren Kleidern und Wohnungen.

Mit dieser harten und rauhen Nahrungs-Art stimmen auch ihre Kleider und Wohnungen überein. Man weiß viele Völker, welche ganze Jahrhunderte hindurch keine andere Kleider gehabt haben, als Felle von Thieren: Andere bedeckten sich mit Baumrinden und einer gewissen Art von Blättern, oder hatten sonst etwas dergleichen um sich, andere giengen beinahe, oder wirklich, nackt. Der Grönländer bedeckt sich noch heut zu Tage meistens mit seinem Seehunds-Fell, der Hottentotte mit seinem Schaafs-Fell, und die Nisovischen Tungusen ziehen eine Rehhaut an, die mit Pferde-Schwänzen geziert ist, und wovon der Kopfputz aus einer Hirschhaut mit Hörnern besteht. Eine gleiche Härte findet man auch in den Wohnungen solcher Völker. Bey den Fennen, sagt Tacitus, weiß man sich für dem Regen und wilden Thie-

Thieren nicht anderst zu schützen, als daß man sich mit zusammen gefügten Aesten bedeckt, und dieses ist sowol alter als junger Leute Aufenthalt und Zufluchts-Ort. C. 15. de mor. Germ. Die Wohnungen der Scythen und Sarmater bestunden in bedeckten Wägen. Die vormaligen Einwohner der Canarischen Inseln wohnten in Höhlen; andere Völker wohnten in hohlen Bäumen und Klüften. Diod. Sic. l. 1. c. 8. Lettr. edif. t. 5. Die Abyßinier wohnen noch heut zu Tage in Hütten von Koth und Stroh. Allgem. Gesch. der Reis. 1. B. Die Wohnungen der Einwohner in Florida, Louisiana, der Esquimaux und einer Menge anderer Völker bestehen aus Bäumen, die ins Gevierte über einander gelegt werden. Bey den meisten solcher Völker hielten sich Menschen und Vieh beysammen auf.

§. 3.
Von ihrer Leibesbeschaffenheit und Gesundheit.

Diese Völker wären ohne Wiederspruch sehr unglücklich, wenn die gütige Natur nicht in andern Stücken für sie gesorgt hätte. Wenigstens würde ein verzärtelter Europäer keinen gefrornen Seehund, ohne den grösten Zwang und Unbequemlichkeit essen können. Aber eben deswegen haben auch diese Völker eine ganz andere Leibes-Beschaffenheit als wir. Ausser einer harten Haut und starken Gliedern haben sie grosse und dauerhafte Leibeskräfte, welche öfters Tigern und Löwen überlegen sind, und eine feste Gesundheit. Die meisten Krankheiten, die unser Leben vergällen, sind ihnen sogar dem Nahmen nach unbekandt. Man weiß auch keine Bucklichte, Taube und Blinde, man sehe z. E. Kolbe S. 50, u. Amer. Gesch. 1. Th. und die meisten sterben bloß aus Alter. Ohne Zweifel rührt dieses daher, weil ihre Speisen so sehr einförmig und einfach sind, weil ihr

Leib

Leib zu allen Beschwerlichkeiten abgehärtet ist, und besonders, weil sie von Jugend auf eine harte Erziehung haben. So bald eine Caraibische Mutter gebohren hat, so geht sie mit ihrem neugebohrnen Kinde in den nächsten Fluß, badet sich mit ihm, und nachdem sie es irgendwohin beyseit gelegt, so geht sie wieder an ihre vorige bey der Geburt ein wenig unterbrochene Geschäfte. Die Kinder aber müssen, so bald es sich thun läßt, kriechen gehen und die Speisen der Eltern verdauen lernen. Man sieht leicht ein, daß solche starke und gesunde Völker keine oder wenigstens sehr wenige Arzneyen nöthig haben. Einige Kräuter und einige andere Mittel, deren Würkung sie ein Zufall oder die Erfahrung gelehrt hat, reichen genugsam hin, ihre wenige Krankheiten zu heben. Wenn ein Crimmischer Tartar einige Beschwerlichkeiten fühlet, so findet er seine Apothecke an seinem ihn beständig begleitenden Pferde, öffnet ihm eine Ader, verschluckt das warme Blut, setzt sich auf dasselbe, und sucht sich entweder durch einen starken Galopp diese Arzney zu Nutze zu machen, oder er läßt

sich von zwey Reutenden in die Mitte nehmen, und sucht der Geschwindigkeit ihrer Pferde gleich zu kommen. Krankheiten und Arzneyen sind eigentlich nur Töchtere der gesitteten Zeiten.

§. 4.

Von ihrer Gestalt.

Was die äuserliche Gestalt dieser Völker überhaupt anbelangt, so findet man bey allen in ihrer Bildung eine grosse Aehnlichkeit. Sie haben gemeiniglich, wie Swift sagt, ein flaches breites Gesicht, eine eingedrückte Nase, aufgeworfene Lippen und ein weit aufgeschliztes Maul. Die Gesichtszüge werden dardurch verunstaltet, weil sie mit ihren Kindern, wie wir schon bemerkt haben, sehr rauh umgehen, sie auf dem Bauch herum kriechen lassen, oder sie auf dem Rücken herum tragen, da sie das Gesicht immer an die Schultern der Mutter anstossen. Bey einigen Völkern u. z. B. bey den Hottentotten ist es wirklich gebräuchlich, daß man zur Zierde bey der Geburt die Nase eindrückt.

Zweyter Abschnitt.

Von der moralischen Seite dieser Völker.

§. 5.

Von ihrem Verstand.

Die Scythen konnten zwar einen Anacharsis aufweisen, der auch einem gesitteten Volk Ehre gemacht haben würde, allein er lernte seine Weißheit nicht auf den Wägen der Scythen, sondern hatte sie seinen Reisen zu danken. In Höhlen, hohlen Bäumen und Viehställen muß man keinen grossen Verstand suchen. Völker, welche noch so einfach leben, müssen ihre meiste Zeit auf ihre Nahrung verwenden. Ausser den Mitteln, sich diese zu erwerben, wissen sie beinahe gar nichts. Dem ohnerachtet aber, daß sie vom Biber in der Baukunst übertroffen werden, so sind sie dennoch durch

durch ihren Verstand von den Thieren weit verschieden, und man wird auch bey ihnen diese allgemeine Regel wahrnehmen: In denjenigen Sachen, mit welchen die Menschen lange Zeit schon und allein umgehen, werden sie es weit bringen. Obgleich daher ungesittete Völker in ihrer Nahrungsart nicht viel von den Thieren unterschieden sind, so werden sie dennoch einen Eichbaum weit besser zu benutzen wissen, als ein Thier. Ihr Verstand zeigt sich aber auch noch bey andern Gelegenheiten. So wissen z. E. die Americanische Wilde auf eine recht erstaunende Art die Fußstapfen der Menschen zu unterscheiden. Sie werden dergleichen an solchen Oertern gewahr, wo wir nicht einmal den geringsten Anschein davon antreffen würden. Gleich bey dem ersten Anblick werden sie, ohne sich zu irren sagen können, von welcher Nation, von welchem Geschlecht und von welcher Grösse die Person gewesen, von denen sie die Spur antreffen, und wie lange ungefähr die Fußstapfen eingedrückt sind. Sind es nun vollends Personen von ihrer Bekandtschaft, so werden sie nicht unterlassen

zu sagen, daß die Fußstapfen von dieser oder jener Person sind. Ohnerachtet dieses nun etwas ausserordentliches ist, so kan man doch nicht sagen, daß sie ein besseres oder schärferes Gesicht als wir hätten, sondern es rührt vielmehr von einer ganz besondern Aufmerksamkeit und langen Gewohnheit her. Amer. Gesch. S. 390. Sie wissen durch die dicksten Wälder bey dem dunkelsten Wetter, und durch ganz unbewohnte Länder ihren Weeg zu finden, und bey ihrer Zurückkunft haben sie alles auf das genaueste bemerkt. Sie zeichnen, obwol ziemlich ungeschickt auf Baumrinden oder in den Sand solche genaue Landcharten, daß ihnen nichts als das Meilenmaas ermangelt. S. 381. eben das. So bewundert auch Kolbe die Hottentotten und Egede die Grönländer in vielen Sachen. Ueberhaupt haben unsere Europäer die Geschicklichkeit dieser Völker, mit welcher sie sich ihre Nahrung und ihre Bedürfnisse überhaupt anschaffen öfters bewundert, und man muß es gestehen, daß sie die Europäer, hierinnen wirklich übertreffen, wenn wir bedenken, daß ihre Glieder beynahe ihre einzige Werkzeuge

hierin-

hierinnen sind. Allein dieses muß man zugestehen, daß sie ihren Verstand nur in Anschaffung ihrer Bedürfnisse zeigen. In allen andern Sachen, die ihren Gaumen und ihrer Nothdurft nicht angenehm, sind sie dumm und unwissend. Wenn sie daher von einigen andern Sachen eine Kenntniß haben wollen, so ist sie äusserst abgeschmackt und lächerlich. So glauben z. E. die Grönländische Halleys und Keplers, daß der Mond eine Mannsperson sey, und lassen ihn daher öfters eine Reise auf die Erde machen, theils um seinen Appetit mit Seehunden zu vergnügen, theils um sich mit dem Grönländischen Frauenzimmer zu vermischen. Daher untersteht sich keine Frau auf dem Rücken zu schlafen, wenn sie nicht vorher ihre Finger mit Speichel genetzt, und sich den Magen damit gerieben hat: so wie auch die Mädchen aus gleichem Grunde den Mond nicht lang ansehen, damit er sie nicht schwängern möchte. — Zum Glück denkt man bey uns anders.

§. 6.

§. 6.

Von ihrem Geschmack.

Mit diesen Einsichten des Verstandes stimmt auch ihr Geschmack überein. Man betrachte z. E. nur ihre ungeheure Schönheiten und stelle sich ein auf die gräßlichste Art und ohne alles Verhältniß bemahltes Gesicht vor; einen mit Fett und Ruß und bey gewissen Gelegenheiten mit Urin eingeschmierten Hottentotten, oder auch ein Tungusisches mit gräßlichen Wunden und Figuren bezeichnetes Gesicht u. s. w.

§. 7.

Von ihrer Religion.

Ihre Religionsgebräuche sind entweder grausam oder lächerlich. Die Einwohner des alten Scandinaviens setzten die Glückseeligkeit nach dem Tode darein, daß sie aus den Hirnschaalen ihrer Feinde Bier trinken würden. Die Geten opferten alle fünf Jahre einen Menschen, den sie

sie als einen Boten an ihren Gott, Zamolxis sandten, um ihm von ihren Mängeln und Bedürfnissen Nachricht zu geben. Wenn es donnerte, so wurden sie so sehr dardurch aufgebracht, daß sie die Ausforderung erwiederten, und Pfeile gegen ihn schossen. Herod. 4. B. Andere Völker schlagen ihre Götter, wenn sie sie nicht erhören. Die Götter der Lappländer sind grosse Steine von ausserordentlichen Gestalten die sie etwa antreffen. Was kan man wohl thörichters denken, als seine Götter an Spiesse stecken, und sie aus Ehrerbietung tödten? Gleichwol machen es die Baraten so, welche jährlich ein oder zweymal einige Böcke und Schaafe an einen Spieß stecken, sich um dieselbige herum stellen, und ihnen so lang ehrerbietige Beugungen machen bis sie gestorben sind. Gleich närrisch aber weit gütiger bezeigen sich die Ostiacken gegen ihre Götter, und eine Amme kan nicht sorgfältiger für ihren Säugling seyn, als sie für dieselbige. Sie glauben ein höchstes Wesen beten es aber nicht, sondern hölzerne Bilder an. Jeder Einwohner hat seinen eigenen Götzen, den er sorgfältig mit einem

Ruf-

Russischen Rock bekleidet. Er gibt ihm alle Tage einen Brey zu essen, den er ihm mit einem Löffel in den Mund streicht und ihn durch Oeffnungen an der Brust wieder herausfliessen läßt. Ihr ganzer übriger Gottesdienst aber, den sie ihm erweisen, besteht in gewissen Gebärden und Pfeiffen, als wenn man einen Hund lockt. Wenn man hierinnen von den Hottentotten auch einen Begriff bekommen will, so lese man die äusserst grosse Ehrerbietung, die man dort einem geringen Insekt erweißt. Welch eine erhabene Gottesgelahrtheit!

§. 8.

Von ihrem moralischen Charakter.

Der moralische Charakter dieser Völker ist auf eine ganz verschiedene Art bestimmt worden. Jener Knabe, der von Jugend auf unter den wilden Thieren aufgewachsen, sahe hernach einen Schlächter ein Thier schlachten, eilte fort und ahmte diese That an einem alten

Weibe nach. Darf man von diesem und andern dergleichen, von aller Gesellschaft entfernt in Wäldern aufgewachsenen Menschen einen allgemeinen Schluß auf ganze noch ungesittete Völker machen? Ich verwerfe diese Folgerung.

Die Grönländer leben in der größten Freyheit von Jugend an. Sie züchtigen ihre Kinder niemals weder durch Schläge noch harte Worte, sondern lassen ihnen ihren völligen Willen. Indessen sieht man doch nicht, daß sie, wenn sie groß sind, zu grossen Lastern und Boßheiten aufgelegt wären. Wenn sie erwachsen sind, so sind sie durch keine Gesetze gebunden. Ein jeder lebt, wie es ihm beliebt. Es herrscht die größte Gleichheit unter ihnen. Es ist kein Richter da, keine Obrigkeit, nichts von Ansehen. Ihre angebohrne gute Neigung vertritt bey ihnen die Stelle eines Gesetzes. Sie sind freygebig, einig und getreu unter einander. Man wird sehr selten Zwistigkeiten, Streit, Haß oder Verfolgung unter ihnen gewahr werden. Sie bestehlen sich niemals unter einander und lassen daher

alles offen stehen, und einen jeden frey aus- und eingehen. Ein gewisses unter den Verheyratheten gewöhnliches anstössiges Spiel ausgenommen, sind sie weder in Worten noch Werken unzüchtig *). Darf man von einem ganzen solchen Volk nicht auf alle andere ungesittete Völker schliessen?

Bey den mitternächtichen Americanern werden die Gefangene, welche zum Tode bestimmt sind, auf das grausamste gemartert. Man fängt bey dem äussersten der Hände und Füsse an, und steigt also allmählig zu dem Leibe hinauf. Einer reißt ihm die Nägel aus, ein anderer beißt ihm einen Finger ab, oder gebraucht hierzu ein stumpfes Messer. Der dritte nimmt diesen abgelößten Finger, steckt ihn in seine angezündete Pfeiffe und raucht ihn anstatt des Tabacks, oder läßt den leidenden Sclaven selbst davon rauchen.

*) Dieses ist kein Utopisches Mährchen. Egede, ein glaubwürdiger Schriftsteller und vieljähriger Bischof daselbst erzählet es.

chen. Auf diese Weise werden ihm nach und nach alle Nägel abgesondert, seine Finger zwischen zween Steinen verquetscht, oder Glied bey Glied abgelößt. Ein Ort wird verschiedene male mit glüenden Eisen oder Feuerbränden berührt, und zwar so lange, bis sie von dem herabfliessenden Fette gelöscht sind. Das dergestalt gebrandte Fleisch wird sodenn stückweise abgeschnitten, und von einigen dieser Rasenden gefressen, da unterdessen sich andere mit seinem Blut ihre Gesichter bestreichen. Wenn die Nerven entblößt sind, so werden Eisen hineingesteckt, sie zu zerreissen: oder man schindet ihm Arm und Beine durch lange Stricke, die an beyden Enden mit äuserster Stärke hin und her gezogen werden. Dieses alles ist gewissermassen nur ein Vorspiel, und manchmal wird der Unglückliche, wenn er vier bis fünf Stunden lang auf solche erbärmliche Art gehandhabt worden, loßgebunden, in Ruhe gelassen, und das übrige der Execution ausgesetzt. Wenn aber alles vorbey ist, so binden sie den Unglücklichen loß, lassen ihn, wenn er noch so viel Kräfte hat, lauffen, und schlagen ihn

her-

hernach mit Prügeln oder Steinen vollends todt: oder sie wälzen ihn in der Glut so lange herum, bis er den letzten noch übrigen Othem ausbläßt, wenn ihm nicht schon vorher von einem Mitleidigen das Herz aus dem Leibe gerissen ist. Die ganze Sache endigt sich damit, daß man den Leichnam vollends zerstückt, ihn in den Kessel wirft, und ihm kein anderes Begräbniß als in denen Bäuchen verstattet. Im mittägichen America begegnet man zwar einem solchen weniger grausam: inzwischen schlägt man ihn dennoch auch todt, verzehrt ihn, und macht aus seinen Knochen Pfeifen. Darf man von diesem Beyspiel der Grausamkeit, und von einem ganzen Welttheil noch keinen allgemeinen Schluß auf andere eben auch noch ungesittete Völker machen?

Solchen und ähnlichen von mir angeführten Beyspielen zufolge, glauben einige, daß Völker, welche noch in dem Stande der Natur oder doch von selbigem nicht weit entfernt leben, die unschuldigsten und tugendhaftesten seyen, und verschwenden daher die größte Lobsprüche auf

sie. Kaum kan ihnen das güldene Alter der Poeten Bilder genug leihen. Andere aber glauben das Gegentheil, und sehen nichts als menschliche Tyger und Wölfe, die sich einander umzubringen und aufzufressen bemühen, nichts als moralische Centauren. Ich glaube, daß man auf beiden Seiten die Sache mit dem Vergrösserungsglase angesehen und zu allgemein geschlossen hat.

Die göttliche Vorsicht hat in die Herzen aller Menschen die Grundsätze von demjenigen gelegt, was gut, billig, und gerecht ist. Diese Grundsätze erlangen wir nicht erst in dem gesitteten Leben, sondern wir bauen sie nur mehr an und erweitern sie, weil wir mehrere Gegenstände darzu für uns haben. Der Marmor wird nur verschönert, und die Adern desselbigen sichtbarer gemacht, ohnerachtet sie schon vor seiner Bearbeitung darinnen liegen. Es ist daher ein grosses Vorurtheil, wenn man diese einfach lebende Völker ohne Unterschied zu nichts als abscheulichen Ungeheuern von menschlicher Gestalt macht, und sie blos für einen rohen Hau-

fen

sen von Räubern und Mördern hält. Völker wie die Grönländer, Caraiben und Brasilianer die durch keine Obrigkeit, durch keine Gesetze, nicht durch Galgen und Rad im Zaum gehalten werden, müßten sich nothwendig unter einander aufreiben, wenn der Hobbesianische Stand unter ihnen statt finden sollte. Es ist wahr es giebt einige solche Völker, welche fast eben das sind, wovon sie die Felle an sich haben, Tyger und Wölfe: allein wenn es verwildete Africaner giebt, so giebt es auch sanftmüthige Grönländer. Man wird daher einen wichtigen Unterschied machen müssen.

1) Wenn man bedenkt, daß die Nahrungsart solcher Völker einfach, rauh und hart ist; daß ihr Verstand noch wenig entwickelt und einig und allein mit den Bedürfnissen der Nahrung beschäftiget ist, so darf man sich nicht wundern, wenn auch ihre Gemüthsart noch einfältig und unentwickelt ist. Justinus sagt von den Scythen: „aus ihrer einfachen Lebensart entstunden bey ihnen red-

liche und ehrliche Sitten, so daß sie nichts fremdes begehren, denn nur da zeigt sich eine Begierde nach Reichthum, wo man ihn gebrauchen kan.„ Die Grönländer leben, wie wir gesehen haben, sehr unschuldig, die Hottentotten gleichfals, und überhaupt haben die Europäischen Mißionarii die Gemüthsbeschaffenheit solcher ungesitteten Völker meistentheils sehr gerühmt. Kan man sich zum Ex. eine grössere Dankbarkeit und Hochachtung gegen die verstorbene Anverwandten vorstellen, als selbst bey denenjenigen ungesitteten Völkern geschieht, von denen wir oben das gräßliche Beyspiel der Grausamkeit gegen die Gefangene angeführt haben? Bey einem Todtenfeste nehmlich, das einige von den mitternächtichen Americanischen Völkern alle zehn oder zwölf Jahre, oder so oft sie das Dorf verändern, feyren, versammlet sich eine solche Nation mit vielen Ceremonien, und ein jeder bringt die Leichname seiner Angehörigen, ihr Grab mag

auch

auch noch so entfernt seyn, mit sich. Diejenige, welche fortziehen, nehmen sie alsdenn auf ihre Schultern, und bringen sie an denjenigen Ort, an welchem sie bleiben wollen. Ich weiß nicht, sagt unser Verfasser, Amer. Gesch. 1. Th. S. 484, u. f. was dabey am meisten rührt, ob es der Abscheu vor dergleichen widrigen Erblickung, oder das zärtliche Mitleiden und die Liebe dieser guten Völker zu ihren Anverwandten ist. Denn nichts verdient mehr Bewunderung als die übertriebene Sorgfalt, mit welcher sie sich dieser traurigen Pflicht ihrer Zärtlichkeit entledigen, indem sie alles bis auf die kleinsten Gebeine zusammen lesen, die für Fäulniß stinkende Körper angreifen, sie von den Würmern säubern, und verschiedene Tagreisen auf ihren Schultern fortschleppen, ohne sich durch derselben unerträglichen Gestank abhalten zu lassen, und ohne die geringste andere Bewegung, als ein besonderes Mitleiden dabey zu bezeugen, daß sie solche Personen

verlohren, die ihnen in ihrem Leben jederzeit lieb gewesen und auch nach ihrem Tode von ihnen noch wehrt gehalten werden. Die Erfahrung also widerlegt schon diese allgemeine und gehässige Begriffe, die man öfters wider alle diese Völker ohne Unterschied hat; man kan aber auch noch Gründe aus der Vernunft anführen. Diese Völker haben bey ihrer einfachen Lebensart und Gemüthsbeschaffenheit keine Gelegenheit und Materialien zu den meisten Lastern, die wir unter uns wahrnehmen. Sie haben nicht so unzählig viele Bedürfnisse, wie wir. Sie haben also auch die Laster und Fehler nicht, die daraus entspringen. Der Grönländer und Hottentotte stiehlt nicht. Warum? er sieht nichts bessers bey seinem eben so, wie er, lebenden Nachbarn, und kan ausserdem seine Bedürfnisse leicht befriedigen. Es reitzt ihn also weder Begierde noch Nothdurft darzu. Man sieht nichts bey den unzähligen Gattungen der Wollust bey ihm? Ich glaube

glaube es gerne; der Seehund, alte Schuhe, und ein schmutziges Eingeweide sind keine Nahrung darzu. Der gesittete Neid und die Europäische Ehrsucht ist ihm unbekandt? Bey Menschen, wo der eine eben das, was der andere, ist, ist es kein Wunder. Der Mangel der Gelegenheit also, eine grosse und hierinnen glückliche Unwissenheit und eine natürliche Einfalt können uns die Unschuld ihrer Sitten leichtlich begreiflich machen. Allein eben deswegen kan man auch bey ihnen nicht alles für eine Tugend halten. Wenn der Grönländer bey einem entstandenen Streit und bey einer sich ereignenden Schlägerey der Europäer spricht: „sie haben vergessen, daß sie Menschen sind„ so halte ich diese Gesinnungen für eine wirkliche Tugend. Wenn sie sich aber wie die Europäische Matrosen im gebrandten Wein nicht voll trinken, weil sie ihn nicht haben, so denke ich anderst. Ich glaube auch wirklich, daß in vielen Stücken mehr eine Unwissenheit und gleichsam Unmöglichkeit der Laster,

als

als eine Ausübung der Tugend ist. Justin. Dieses ist der eigentliche Zustand der ungesitteten Völker, so lange sie durch keinen unglücklichen Zufall oder Gelegenheit zu Lastern verleitet werden. Allein

2) Aus dem Mangel der Gesetze und des Ansehens, dem Umgang mit andern Völkern, deren Laster und Betrügereyen sie kennen lernen, aus zufälligen Gelegenheiten, und andere Ursachen, nehmen sie öfters verhaßte Laster an sich. Daher nimmt man alsdenn eine wunderbare Vermischung von Tugenden und Lastern, von einer nützlichen Einfalt und schädlichen Kenntniß, von rauhen und zärtlichen Lebensmitteln u. s. w. bey ihnen wahr. Eben diejenige Scythen, deren Sitten so sehr unter einander gelobt wurden, waren in andern Stücken gar nicht lobenswürdig. Es zeugt von keiner Sanftmuth, wenn sie die Achtung einer Person nach der Menge feindlicher *) Köpfe abmas-

*) Das Wort „feindlich„ hatte bey dergleichen Völkern einen weitläufigen Ver-

abmassen, die Erschlagenen schunden, ihre Haut gerbten, und sie beedes zu Tischtüchern und Siegeszeichen brauchten. Die Araber leben unter sich sehr ehrlich, und sind auch gegen Fremde, wenn sie zu ihnen kommen, gastfrey; aber man frage die Reisenden und Caravanen, wie viele Beweise sie von ihrer Räuberey geben. Die Brasilianer leben unter sich sehr einig: inzwischen aber ist es ein beneidenswehrter Ruhm bey ihnen, vielen Feinden die Haut abgezogen und sie aufgefressen zu haben. Die Begegnung der Americaner gegen ihre Gefangene ist sehr grausam und dieses muß man überhaupt von ihren Kriegen sagen, wordurch sich diese Nationen sehr schwächen, und wordurch einige so ausgerottet sind, daß man keine Spur mehr von ihnen sieht. Alles dieses hängt also dem Gemälde dieser in andern Stücken unschuldigen Völ-

Verstand, und begriff alle Völker in sich, die sie, öfters unschuldig, angefallen hatten.

Völker einen grossen Schandflecken an. Inzwischen müssen wir es zu unserer Schande sagen, daß die Europäer durch ihren lasterhaften Umgang, und ihre der Gewinnsucht alles aufopfernde Absichten die Gemüthsart dieser Völker in vielen Stücken verderbt haben. Wenn ich ein Anführer eines solchen Volks wäre, sagt Rousseau, so würde ich einen jeden Europäer, der sich unterstehen würde, meine Gränzen zu betretten an einen Galgen aufknüpfen lassen, eben so wie diejenige von meinen Untergebenen, welche sich unterfangen würden, mein Land zu verlassen. Dieses sagt freylich der Bürger von Genf: allein es ist gar nicht nicht zu läugnen, daß diese Völker, die Religion ausgenommen, glücklicher gewesen wären, wenn wir niemals zu ihnen gekommen wären. Und besonders, wenn wir zu dem moralischen Uebel, das wir zu ihnen bringen, das physikalische, unsere Krankheiten u. s. f. rechnen. Man versuche es, ob man ohne Weinen den entsetzlichen Schaden lesen könne, den

die

die von den Europäern dahin gebrachte Blattern in Grönland angerichtet haben.

3) Was für bejammernswürdige Geschöpfe aber stellt uns Africa dar! Völker welche hier ihrer Lebensart und andern Umständen nach wie die Grönländer, leben sollten, sind hier in dem äusersten Verderben. Jene Africaner, die Negros, wo die Kinder die Eltern, und die Eltern die Kinder um eine Tonne Brandtenwein verkaufen, sind durch diese Handlung in meinen Augen wirklich ärger, als die fürchterlichsten Thiere, die sie in ihrem Lande haben. Von den Mumbos sagt man sogar, daß sie Fleischbände von Menschenfleisch haben. Welch eine Verderbniß und Verwilderung! Ungesittete Völker sind in der That äuserst unglücklich, so bald gefährliche Laster unter ihnen einreissen: da ihr noch unbiegsamer Nacken das Joch der Gesetze und der Obrigkeit nicht trägt, so ist nichts da, das ihnen Einhalt thun könnte. Daher werden

sie

sie sich alsdenn auf gut Hobbesianisch begegnen. Sie werden keine grössere Feinde haben, als sich selber, und ihre eigene Henker unter einander seyn. Da ihr Gemüth noch durch keine gesellschaftliche Bande sanfter gemacht worden ist, so werden sie in ihren Lastern viehisch seyn. Da sie bey ihrer Lebensart kein gemeinschaftliches Interesse verbindet, so wird ein jeder mit dem andern thun, was ihm seine Kräfte zulassen.

Rousseau und Hobbes sind in ihren Begriffen von dem ungesitteten Stand der Menschen und ihrer moralischen Beschaffenheit sehr verschiedener Meynung, und einander e diametro entgegen gesetzt. Beede können Gründe und Beyspiele für ihre Hypothese anführen, die die Vernunft und Erfahrung bestätigt: Ich glaube aber, daß sie beede allzu allgemein von diesem oder jenem Volk auf alle andere geschlossen haben, und daß man, wenn man diesen Unterschied macht, nicht nur beede vereinigen, sondern auch der Wahrheit näher kommen kan.

Inzwi-

Inzwischen wird man sich vielleicht wundern, daß ich hier in der 3ten Classe nicht mehrere und andere Beyspiele von dergleichen Völkern anführe. Völker, wird man denken, die mit ihren Gefangenen so grausam umgehen, verdienten billig in die letztere Classe gesetzt zu werden. Ein gleiches Recht sollte man denenjenigen anthun, welche ihre Eltern und Anverwandten todt schlagen, und sie in ihren Bäuchen begraben. Es ist wahr, die Kriege solcher Nationen sind äuserst grausam. Es ist gleichfalls nicht zu läugnen, daß die Meßageten die Gewohnheit hatten, einen Mann, wenn er einmal ein hohes Alter erreicht hatte, in Gegenwart seiner Anverwandten, nebst einer Anzahl Viehes von verschiedenen Arten aufzuopfern, und nachdem sie das Fleisch alles zusammen gekocht, sich darzu als zu einem Gastmahl nieder zu setzen: eben so wie die Algongninen noch heutigs Tags ihre allzu alte Eltern und Anverwandte todt schlagen. Allein man muß bedenken 1) daß diese Völker die bemeldte Umstände ausgenommen im übrigen ganz unschuldige Sitten haben, und es aus ganz andern Gründen

und Einsichten thun als wir es thun würden. 2) Daß die Kriege solcher Nationen, welche die Schmerzen nach ganz andern Empfindungen, als wir, messen, freylich grausam seyn müssen. Ihre Auferziehung ist hart und rauh, und sie bemühen sich von Jugend auf sich eine gewisse Unempfindlichkeit anzugewöhnen, in welcher sie es auch wirklich weiter bringen, als die Lehrlinge des Lykurgs. Daher bezeigen sich auch die Americanische Gefangene weit unempfindlicher als jener Römer, den seine von ihm selbst verbrandte Hand merkwürdig gemacht hat. Man hört sie unter den unerhörtesten Martern lachen, singen, und ihren Peinigern spottend vorwerfen, sie verstünden ihr Handwerk nicht recht, und sie hätten es ihren Mitbrüdern bey gleichen Gelegenheiten weit ärger gemacht. 3) Daß sie sich auf diese Art gegen ihre wirkliche oder vermeinte Feinde so bezeigen, und so fällt wieder etwas hinweg. 4) Was das Menschenfressen überhaupt anbelangt, so halte ich mit dem Herrn Goguet 1. Th. 11. B. dafür, daß man den Ursprung desselben der äusersten Noth, in welche diese Völker

zum

zum theil geriethen, zuschreiben müsse. In der That konnte sie ein brennender Sommer, ein allzukalter Winter oder sonst ein unglücklicher Zufall leicht in die traurigsten Umstände versetzen. Man weiß, daß der Hunger selbst gesittete Mütter zur Abschlachtung ihrer Kinder bewegen kan. Wenn das Menschenfressen einmal eingeführt war, so konnte es ehe kein Ende nehmen, als bis der Ackerbau erfunden, und bis die Kunst oder die Gewohnheit, das Getraide aufzubewahren, gebräuchlich war. Währete es aber noch länger, so muß man es als eine Gewohnheit, die durch die Länge der Zeit das Fürchterliche verlohr, und als eine Folge von der Unwissenheit der ersten Zeiten ansehen. 5) Was aber insbesondere die Abschlachtung der allzu alten Anverwandten und Eltern selbsten anbelangt, so muß man wieder bedenken α) daß die Meßageten diese Todesart wirklich für die glücklichste hielten, da man hingegen das Sterben durch Krankheiten als etwas unglückliches ansahe, weil diese letztere begraben werden mußten, anstatt, daß sie sonst zu der Ehre ihrer Götter geopfert

zu werden, gelangen, und von ihren nächsten Anverwandten und vertrautesten Freunden verzehrt werden konnten. Ueberhaupt aber ist die Entleibung alter auch kranker Leute auf ihr eigen Begehren, wie Herr D. Baumgarten anmerkt Allg. Weltgesch. IV. Th. bey allen mitternächtigen Völkern in Europa üblich gewesen, weil sie geglaubt, sonst an der Glückseligkeit nach dem Tode keinen Antheil zu haben. Was aber β) die Algongninen anbelangt, so muß man merken, daß sie dieses wirklich aus Noth thun. Da dieses Volk seine Nahrung zu erhalten, bald dahin bald dorthin ziehet, und sich mit der größten Mühe ernährt, so fallen sowol ihnen, als sich selbsten solche Alte, welche sich selbst nicht mehr ernähren, und wie die andere den Zug mitmachen können, allzubeschwerlich. Daher sagen diese gute Alte öfters am ersten, und von freyen Stücken zu ihren Trägern: Mein lieber Sohn! da ich dir so viele Beschwerlichkeiten mache, und zu allem untauglich bin, schlage mich todt: Es geschieht zwar nicht immer, daß er dieser Bitte Raum giebt. Manchmal aber

sagt

sagt der allzu ermüdete Jüngling. Es ist recht, mein lieber Vater oder Großvater, ladet ihn ab, und spaltet ihm mit der Axt den Kopf. Daß sie dieses wirklich aus Noth thun, kan man aus der angeführten grossen Dankbarkeit und Hochachtung gegen ihre verstorbene Anverwandten wahrnehmen, welche sie mit den andern mitternächtigen Völkern gemein haben.

Aus allen diesen angeführten Gründen habe ich dergleichen Völker, die man noch entschuldigen kan, und welche im übrigen zu loben sind, lieber in die zwote Stelle setzen wollen.

Anhang über den natürlichen Stand des Menschen nach dem System des Herrn Rousseau,

wo zugleich von dem Ursprung der Völkerschaften geredet wird.

Der Mensch des Rousseau im Stande der Natur ist ein Thier, welches blos den Keim eines künftigen Menschen in sich hat. „Alle seine Bedürfnisse sind dardurch befriedigt, daß er sich unter einer Eiche sättiget, aus der ersten Quelle seinen Durst stillet, und unter eben dem Baum sein Ruhebette findet, der

der ihm sein Mittagsmahl gereichet. Nahrung, Frau und Schlaf sind alle Güter, die er in der Welt kennet, und alle Uebel, die er in der Welt fürchtet, Schmerz und Hunger. Er lebt ohne Gesellschaft in den Wäldern zerstreut, und der Mann vermischt sich ohne Unterschied mit dem nächsten Weibe, das ihm begegnet. Kinder kennen ihre Väter nicht, und ihre Mütter nur so lang, als sie derselben nöthig hatten. So bald sie Kräfte genug hatten, ihre Nahrung zu suchen, verliessen sie die Mutter von selbst. Die erste Sprache bestund anfangs blos in einem natürlichen Schreien; erst nach und nach wurde sie mit gewissen Articulationen der Stimme bereichert und verschönert. Das Nachdenken bey den Menschen ist ein widernatürlicher Zustand, und ein Mensch der sich in Betrachtungen vertieft, ein aus der Art geschlagenes Thier. Wahrnehmen und Fühlen macht seinen ersten Zustand, so wie das Leben der Thiere, aus. Wollen und nicht wollen, begehren und fürchten sind die ersten und fast einzigen Bewegungen seiner Seele. Er kan weder etwas vorhersehen noch neugie-

rig seyn, und hat den Verstand nicht über die größte Wunder zu erstaunen.„ — Mich dünkt, man könne fast auf eben diese Art einen Pavian schildern. Ich zweifle, daß der gesittete über das Thier so unendlich weit erhabene Mensch dergleichen Mitbrüder jemals gehabt habe, und ob die menschliche Natur jemals in einem solchen lethalischen Schlummer gelegen habe. Ich gestehe es gern zu, daß das Wiegenalter einer Nation, wenn ich so reden darf, sehr einfach ist. Ich glaube es gern, daß zwischen einem gesitteten Europäer und einem wilden Americaner, zwischen einem Petit-Maitre aus Paris und einem mit Ruß und Fett eingeschmierten Hottentotten ein wichtiger und merklicher Unterschied ist: allein ich werde doch niemalen über die Menschən so erzürnt seyn, daß ich glauben sollte, ein thierischer Ourang-Outang, Pongos oder Mandrill *) habe eine gleiche Natur, als wir haben.

*) Es sind Thiere, welche eine Aehnlichkeit in ihrer Bildung mit der menschlichen haben. Vielleicht thut man ihnen allzuviel Ehre an, wenn man sie zwischen Menschen und Affen setzt.

Meine Gründe, warum ich seine Hypothese nicht annehme, sind folgende:

1) Alle, in andern Sachen auch noch so dumme Völker, zeigen ihren Verstand und die menschliche Vernunft in Anschaffung ihrer Bedürfnisse. Ich glaube daher nicht, daß das Nachdenken ein widernatürlicher Zustand bey ihnen ist. Wenn dem natürlichen Menschen seine Nahrung durch einen Zufall abgeschnitten wurde (dieses konnte in gewissen Jahreszeiten leicht geschehen) was mußte er thun, und wie mußte er sich helfen?

2) Wo ist denn dieses Volk, welches in Wäldern zerstreut, ohne Gesellschaft und ohne eine grössere Sittlichkeit im Beyschlafe lebt, oder gelebt hätte?

Die wunderbare Nachrichten, die man uns von einigen ungesitteten Völkern geliefert hat, sind gemeiniglich nur über den ersten flüchtigen

Anblick eines solchen Volks geschrieben, und hernach bey genauerer Untersuchung als übereilt und falsch befunden worden. Man hielte z. E. die Hottentotten vor dem Herrn Kolbe für die allerdummsten Leute und für wirkliche Atheisten: allein er zeigte, daß sie nicht ohne Kenntniß von GOtt, ihrem grossen Capitain, sind, und daß sie vernünftiger sind als das Vieh.

3) Man könnte aber den Einwurf machen, ob man von dem wirklichen einfachen Zustand dieser Völker nicht auf einen noch einfachern Zustand zurück schliessen dürfe? Nach dem die Umstände sind kan es erlaubt und nöthig seyn. Der Mensch kan sich vollkommner machen, es ist wahr. Allein man findet oft, daß ein Volk öfters lange bey einer gewissen einfachen Lebensart bleibt, und sich nicht verändert. Man darf daher nicht so schliessen: Wenn die Caraiben wirklich dumm und unwissend sind, so waren sie vor dreysig Jah-

Jahren noch unwissender, vor dreyßig Jahren noch mehr, vor andern dreyßig Jahren wiederum mehr, u. s. f. Denn wenn ich eine solche Folgerung allzuweit treibe, so käme der Mensch derselben zu folge endlich in einen Zustand, worinnen er dummer wäre als eine Auster. Wenn man also daraus beweisen wollte, daß die Grönländer ehemals so gelebt haben müßten, als der natürliche Mensch des Herrn Rousseau, so könnte ich mit eben dem Rechte sagen, sie hätten zu einer gewissen Zeit noch einfacher leben, und dummer seyn müssen als ihre Seehunde.

4) Man sieht also hieraus, daß man nothwendig einen terminum a quo festsetzen muß. Woher bestimme ich aber solchen? a) Aus der Geschichte und einer analogischen Vergleichung der Sitten und der Lebensart dieser Völker. Es ist nicht genug, daß ich Schlüsse aus der Vernunft mache. Wenn ich nichts von Grönländern,

ländern, Americanern u. s. w. gewußt, so würde ich mir den Menschen so vorgestellt haben, wie ich ihn in dem gesitteten und gesellschaftlichen Leben vor mir gesehen. Ich hätte mir entweder von dem einfachen Zustand der Natur eben solche Begriffe gemacht, als die sonst kluge Chineser von der Republikanischen Regierungsform; oder meine Betrachtungen wären wenigstens ungewisse und leere Spekulationen gewesen. Rousseau der diese Quelle fast völlig verwirft, schöpft dennoch öfters daraus. b) **Aus der Natur des Menschen.** Rousseau setzt den Unterschied zwischen den Thieren und Menschen, in Ansehung des Verstands, blos in dem mehr und weniger, und in einem Athem erhebt er den Menschen über die Thiere, theils wegen ihrer Freyheit in ihren Unternehmungen, da er hingegen die Thiere nur vor eine mit Sinnen begabte S. 59. und sich selbst aufziehende Maschine hält: theils wegen dem Vermögen ihren

Zustand

Zustand vollkommner zu machen! Welch ein Widerspruch! Ein Thier hat demnach eben das was ich auch habe, nur in einem geringern Grade: es hat also auch eine gewisse Freyheit in seinen Handlungen, es kan seinen Zustand auch vollkommner machen, denn diese beede Stücke sind mit dem Verstand wesentlich verbunden, und dieses folgt aus seinen Worten. Der Mensch hat Vorzüge, die ihn über das Thier erheben. Rousseau nimmt sie ihm an dem ersten Ort, und an dem andern räumt er sie ihm wieder ein. Man lasse sie ihm aber beständig, und betrachte ihre Folgen, so wird man finden, daß der Mensch jederzeit mehr als ein Ourang-Outang seyn muß.

5) Rousseau läßt seine Menschen zerstreut in den Wäldern leben und widerlegt den Locke, welcher das Gegentheil behauptet. Allein man bedenke dagegen, a) alle auch noch so einfach lebende Völker, von denen

nen man mit Recht sagen kan, daß wir sie kennen gelernt, wohnten in Gesellschaften, und aus ihren Gebräuchen und Ceremonien ersehen wir, daß sie schon lange darinnen gewesen seyn müssen. Einige davon hatten so genaue Gesellschaften, daß wir, selbst bey gesitteten Völkern keine dergleichen finden. Z. B. Die alten ungesitteten Britten traten ungefähr zehn oder zwölfe in eine Gesellschaft zusammen. Um diese noch fester zu verbinden, nahmen sie in Gemeinschaft eine gleiche Anzahl Weiber, und alle Kinder die gebohren wurden, sahen sie so an, als wenn sie ihnen allen gehörten, und folglich sorgte die ganze Gemeinde für ihren Unterhalt. b) Wenn die Menschen in den Wäldern leben, so sind sie Nachbarn von den wilden Thieren. Die Eltern werden also kraft des ihnen angebohrnen Mitleidens, das Rousseau und selbst Mandeville dem Menschen einräumen, ihre Kinder wenigstens so lange bey sich behalten, bis sie erwachsen, und

im

im Stande sind sich selbst zu vertheidigen. Ein Knabe von acht Jahren wird keinen Löwen und Bären todschlagen können, so stark auch die Kräfte im Stande der Natur immer sind. Man hat zwar Beyspiele von solchen Personen, welche in den Wäldern aufgewachsen oder gefunden worden sind. Allein wenn hier und da ein Mensch so glücklich ist, sein Leben vor den wilden Thieren zu retten, so ist dieses noch kein Beweiß, daß andere einzelne Personen die ein gleiches Schicksal haben, eben so glücklich seyn werden. Wie viele die in den Wäldern verirrt sind, selbst wenn sie schon erwachsen gewesen, werden ein Raub der Thiere geworden seyn, wenn sich auch gleich keine Hyäne darinnen aufgehalten hat? Wie viele werden Hungers gestorben seyn? Ueberdem weiß man das Alter solcher Personen niemals, worinnen sie in die Wälder gekommen sind. Sie, die aus Mangel der Gelegenheit verwildert sind, können sich nicht entsinnen. Sind sie

als

als kleine Kinder dahin gekommen? Hat sie ein Affe dahin getragen? Hat sie inzwischen die Säugamme der Stifter Roms, eine Wölfin, gesäugt? Und würden sie sich nicht zu ihres gleichen gesellt haben, wenn sie dergleichen in dem Wald um sich gesehen hätten? Man könnte noch viele Einwendungen machen. Ueberhaupt aber ist der Schluß ungleich, wenn man von einer einzigen solchen wunderbaren Person einen Schluß auf alle ungesittete Menschen macht. c) Wenn die Thiere entweder die ganze Nahrung, oder einen Theil derselben bey solchen Menschen ausgemacht haben, so müssen es ihnen ihre blosse Augen, kein erleuchteter Verstand, gesagt haben, daß sie solche bequemer erhalten können, wenn sie sich vereinigen und ein Thier gemeinschaftlich erlegen. Dieses mußte um so eher geschehen, da sie anfangs nur sehr wenige Werkzeuge darzu hatten, und so wie im Paradieß gehorchten ihnen die Thiere nicht mehr. d) Da

der

der Mensch nicht zu einer gewissen Zeit des Jahres nur einen Trieb zum Beyschlaf hat, so wird er diejenige Person, deren er das erstemal beygewohnt, nicht so kaltsinnig und gleichgültig verlassen haben, besonders da er aus der Erfahrung sehen konnte, daß andere gleiche Triebe und eine gleiche Natur mit ihm hatten.

6) Wenn es also anfangs gleich keine politische Gesellschaften giebt, so giebt es doch natürliche, und diese bestehen in einer angebohrnen Neigung, und in einer Nothwendigkeit, kraft deren die Menschen sich als Geschöpfe einerley Art zusammen gesellen, und vermöge welcher Mann und Frau, Eltern und Kinder, Alte und Junge, wo nicht aus sittlichen Gründen, doch aus gemeinschaftlichen Bedürfnissen und Vortheil sich zusammen begeben.

7) Laßt uns noch weiter hinaufsteigen. Rousseau weiß, daß wir nicht aus

dem Boden hervor gesproßt sind. Er weiß, daß der nehmliche Baum nicht Eicheln und Menschen zugleich getragen hat. Die ersten Menschen sind erschaffen worden. Die erstere Nachkommen von diesen werden sich nicht so leicht verlassen haben. Ein einiger Baum, oder wenigstens ein kleiner Raum konnte ihnen allen überflüssige Nahrung geben. Nebendem, da sie noch in so kleiner Anzahl waren, mußten Mann und Frau bey einander bleiben. Sie hatten nicht nur keine Wahl noch unter sich, sondern sie hätten sich widrigenfalls leicht von einander verlieren, und ihr Geschlecht hätte also leicht aussterben können. Und da noch über dieses bey den Menschen nichts gewöhnlichers ist, als es so zu machen, wie es andere und besonders vorhergehende thun, warum solte das Beyspiel der Anfänger ihres Geschlechts, welche sich unstreitig bey einander aufgehalten, nicht so viel auf sie gewürkt haben, daß sie ebenfalls auch bey einander

gewohnt

gewohnt hätten? Die Menschen werden sich also blos nach dem Verhältniß ihrer Vermehrung ausgebreitet und zerstreut haben. Wenn eine Familie allzu zahlreich war, und andere gleichfalls sich stark vermehrt hatten, so wird diese oder jene sich einen noch unbewohnten Ort ausgesucht haben. Dieses und einige Revolutionen auf dem Erdboden zeigen uns den wahren Ursprung der Völkerschaften an. Freylich waren sie anfangs klein, und bestunden blos aus einer oder etlichen Familien. Inzwischen aber waren sie doch Gesellschaften, um so mehr, da sie es von ihrem Ursprung an waren.

Diese Gründe sind es, durch die ich bewogen worden bin, dem Herrn Rousseau nicht beyzupflichten, und den natürlichen Stand seines Menschen weder jemals für wirklich, (woran ihm nicht so viel liegt) noch für möglich zu halten, denn so bald man erweisen kan, daß die Menschen jederzeit in Gesellschaften, so

natürlich und unabhängig sie auch immer gewesen sind gewohnt haben, so fällt das andere leicht.

> Es hält schwer, aus Bley Gold zu machen, so geschickt der Chymist auch immer ist.

Zweyter Theil.

Von den

Veränderungen

und

Ursachen,

wodurch

diese Völker nach und nach
in das gesittete Leben
treten.

PERSIUS.

Magister artis, ingeniique largitor venter.

Innhalt.

I. Die Erfindung der Künste und Wissenschaften.

1) Ihr kleiner Ursprung, welcher gezeigt wird

a) an einigen Gebräuchen americanischer Völker,

b) an der Kunst zu schreiben,

c) an der Heilungskunst.

2) Die Gelegenheiten u. Ursachen darzu.

a) Ueberhaupt,

b) insbesondere.

α) Mangel an Nahrung, die Noth und der deswegen erfundene

β) Ackerbau.

γ) Die Handlung,

δ) Der Krieg, in so fern

a) die Völker dardurch vermischt werden und

b) man gezwungen wird, vestere Wohnungen zu machen.

ε) Glückliche Zufälle,

ζ) am allermeisten das Vermögen des Menschen seinen Zustand vollkommner zu machen.

II. Der Einfluß aller dieser Stücke in den Verstand und das Gemüth dieser Völker, und die merkliche Veränderung bey ihnen.

III. Die daher entstandne Nothwendigkeit der Gesetze und der Obrigkeit der Regenten.

1) In Ansehung der Gesetze wird gezeigt

a) Ihre anfängliche Beschaffenheit,

b) der Nutzen der Gesetzgeber,

c) die Veränderung der Gesetze, je nachdem sich die Umstände eines Volks ändern.

2) In Ansehung der Obrigkeit wird erwiesen

α) Ihre besondere Nothwendigkeit.

β) Die erste Art der Regierung, die Monarchie, und zwar deren

a) anfangs kleine

b) hernach aber vergrösserte Gewalt.

γ) Der Ursprung anderer Regierungsarten.

IV. Von der Religion.

a) Das vergrösserte Ansehen der Priester.

b) Die Ursachen, warum der Aberglaube so schwer zu besiegen ist.

V. Beschluß, worinnen gezeigt wird, warum alle diese hier angeführte Veränderungen bey einigen Völkern schnell, bey andern langsam erfolgen.

§. 1.

§. 1.

Von den Künsten und Wissenschaften, und zwar erstlich ihr kleiner Ursprung.

Bey unsern Voreltern lagen Mann, Frau, Geschwistere und Kinder in Gesellschaft des Viehes in elenden und schlechten Hütten nackt auf dem Stroh. Heutiges Tags aber wohnen wir in Häusern und Pallästen mit ganz andern Ceremonien und Gebräuchen beysammen. Man kan die Ursachen hievon leicht entdecken. Die Menschen sind ganz anders beschaffen, als die lebende Maschinen des Cartesii. Sie mögen sich immer anfangs in Wäldern aufhalten, Eicheln und Wurzeln essen und mit den Raubthieren sich vom Fleisch der Thiere ernähren: es wird endlich dennoch eine Zeit kommen, wo sie der Biber nicht mehr in der Baukunst übertreffen wird, wo sich ihre Gaben entwickeln, und wo sie ihren Zustand vollkommner machen werden. Es wird eine Zeit kommen, wo ihre Vernunft, wenn sie lange genug in

einem unfruchtbaren Erdreich gelegen ist, hervor keimen und Früchte tragen wird.

Inzwischen muß man sich wundern, wenn man auf den Ursprung der Künste und Wissenschaften und der menschlichen Erkänntnisse überhaupt zurück sieht. Sie gleichen einem Strom, den man bey seiner Quelle mit der Hand bedecken kan, und welcher erst nach und nach, und durch den Zufluß anderer Flüsse grösser wird. Wir wollen einige Beyspiele hievon anführen.

Einige Americanische Wilde wissen die Bäume nicht anderst zu fällen als durch das Feuer. Sie brennen sie nach und nach mit kleinen Bränden aus, die sie sorgfältig unterhalten und anlegen. Was für grosse Begriffe von sich würde ihnen also ein Holzhauer bey uns beybringen! Andere wissen die Früchte der Bäume nicht anderst zu bekommen, als daß sie den ganzen Baum umhauen.

Die Geschichte der Schreibkunst und Heilungskunst wird uns dieses noch deutlicher machen.

Ehe

Ehe die Kunst zu schreiben erfunden war, pflanzte man merkwürdige Sachen durch Gesänge auf die Nachkommenschaft fort. Von mehr als zwanzig Völkern weiß man diese Gewohnheit. Die Väter erklärten sie und die Kinder lernten sie auswendig. Man richtete auch an Oertern, wo sich etwas wichtiges zugetragen hatte, Hölzer, Altäre, Säulen oder Steinhaufen auf, und pflanzte die Ursache davon durch eine mündliche Ueberlieferung fort. Die Americaner hatten zum theil Porcellainbänder oder Schnüre, woran gewisse Knoten die Begebenheiten andeuteten. Amer. Gesch. I. Th. S. 233, 385. Eben dieses bemerkte man bey den Chinesern vor dem Fo-hi. Der erste Versuch der Schreibkunst selbst aber wird vermuthlich in der Abbildung körperlicher Gegenstände bestanden haben. Wenn man daher zu erkennen geben wollte, daß ein Mensch einen andern umgebracht habe; so zeichnete man eine menschliche Figur, die auf der Erde ausgestreckt lag, und gegen über eine andere aufgerichtet mit einem Gewehr in der Hand. So war es in Mexico eben das. II. Th. S. 38. bey

den Griechen und Egyptern. Nachgehens bediente man sich blos der vornehmsten Züge von den Gegenständen. Z. E. um das Feuer zu zeichnen, zeichnete man einen Rauch, der in die Höhe stieg. Noch weiter kam man, indem man die Leidenschaften ausdrucken lernte. Einige sinnreiche Nationen erdachten hierauf die Hieroglyphische Art, seine Gedanken auszudrücken, wobey eine einzige Figur das Zeichen oder das Bild von vielen Dingen war. Z. E. Eine Leiter zum Stürmen bedeutete eine Belagerung, zwo Hände, davon die eine einen Schild, die andere einen Bogen hielt, bedeutete eine Schlacht. Noch vollkommner aber war die Erfindung derjenigen, die gewisse Zeichen erfanden, deren Eigenschaft war, Werke und nicht Sachen auszudrucken, welche einzeln nichts bedeuteten und keinen Verstand geben konnten, als in so ferne man sie zusammen setzte. Man sehe hiervon Herrn Goguet von dem Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften, I. Th. So viel Zeit, so viele Versuche brauchte es also, bis endlich die Menschen auf dasjenige kamen, was jetzt ein Knabe von acht Jahren kan.

Die

Die Californier haben ziemlich erleuchtete Begriffe von der Heilungskunst und den Krankheiten. Wenn jemand bey ihnen gefährlich darnieder liegt, so erheben sie das fürchterlichste Geschrey, schlagen den Patienten und öfters so sehr, daß er unter dieser sanften Kur stirbt, in der Meinung, den Tod, der in ihm steckt herauszutreiben. Wenn sie aber keine gute Wirkung hievon sehen so greift man dem Patienten in den Hals, in der Absicht den Tod, mit Gewalt daselbst zu erhaschen und heraus zu ziehen. Hamb. Mag. B. XXIII. 3. Bey andern Völkern machten ein Paar Kräuter die erste Apothecke, und die Wissenschaft ihrer vermeintlichen Wirkungen die Heilungskunst aus. Nach und nach, und ohne Zweifel durch einen Zufall kam man weiter, und entdeckte mehr. Man legte bey einigen Völkern die Kranken auf die öffentliche Strassen, damit jederman in dem Stand wäre, ihnen einen guten Rath zu geben. Daher war auch wirklich ein jeder Vorbeygehender verbunden, sich nach ihrer Krankheit zu erkundigen. Nach Erfindung der Schreibkunst legte man eine

Nach-

Nachricht, von den Mitteln wordurch man genase, in den Tempeln bey, wo sie alsdenn zu einer öffentlichen Unterrichtung dienten, und aus deren Vergleichung und Durchlesung endlich Aerzte entstunden. Allg. Weltgesch. in dem Artickel von den Egypt. Man kan leicht schliessen, wie erfahren sie gewesen seyn müssen. Unfehlbar wird ein jeder Marktschreyer und ein jedes altes Weib zu unsern Zeiten mit ihren sogenannten Hausmitteln glücklichere Kuren machen.

Der Stein, woraus ein Phidias eine vortreffliche Statue meißelt, ist anfangs rauh und unansehnlich. So waren auch anfangs alle Künste und Wissenschaften.

§. 2.

Von den Gelegenheiten und Ursachen der Künste überhaupt.

Es würde theils zu schwer, theils zu weitläuftig seyn, wenn man sich bey allem, was solche ungesittete Menschen nach und nach ausgedacht und erfunden haben

haben müssen, aufhalten wollte. Meinetwegen können diejenige, die sich anfangs des Feuers nicht bedienten, den Gebrauch desselben durch den Bliz, feuerspeyende Berge, Aneinanderreibung feuerhaltender Materien gelernt, oder mag es irgend ein Promotheus bey ihnen vom Himmel geraubt haben: sie mögen durch einen Zufall die Metalle erfunden, und ein wiziger Tubal-Cain die Kunst erdacht haben, sie zu bearbeiten: überhaupt muß man bemerken, daß wie der Nil die ersten Gründe der Feldmeßkunst hervor gebracht hat; also auch die meiste andere Künste ihren Ursprung den Bedürfnissen des menschlichen Lebens oder einem glücklichen Zufall zu danken haben. Doch wollen wir einige besondere Ursachen hievon angeben.

§. 3.

Einige besondere Ursachen und Gelegenheiten.

Es kan leicht geschehen daß bey einem Volk, das in den Wäldern wohnt, oder sich mit der Viehzucht, Fischerey und

und dergleichen ernährt, die Nahrung entweder durch einen Zufall oder wegen allzustarker Vermehrung des Volkes selbst nicht mehr zureicht. Alsdenn wird man entweder gezwungen werden, den Sitz und den Aufenthalt öfters zu verändern, und wie die Araber, Tartarn u. d. gl. hin und her zu ziehen. Oder wie jener Schwarm der Nordischen Völker, und die Völker des Alterthums fast alle, neue Länder einzunehmen; oder endlich neue Gattungen von Lebensmitteln zu erfinden, wodurch ohnfehlbar der Ackerbau und die mit ihm verbundenen Künste nebst der Handlung erfunden worden sind.

Plutarch meldet in dem Leben des Camills, daß die Gallier oder Celten, nachdem sie den Wein der aus Italien gekommen, geschmeckt, unter Anführung eines Mißvergnügten, Namens Arron, über die Alpen gezogen, und die Länder eingenommen, die vorher von den Tuscanern besessen worden. Auf eben eine solche Art rief auch ein erzürnter Römischer Stadthalter eine andere barbarische Nation in das Römische Gebiet. Durch

solche

solche Gelegenheiten können sie auf einmal in den Besitz vieler Künste und Bequemlichkeiten gekommen seyn.

§. 4.

Von dem Ackerbau.

Dasjenige Gewerbe, welches zu unsern Zeiten gemeiniglich dem geringsten Theil eines Volks überlassen ist, der Ackerbau, ist die Mutter von den meisten Künsten. Der erste Schritt, den ein Volk darinnen gethan hat, kan man für den ersten Schritt in das gesittete Leben betrachten. Man darf nur seine wichtige Folgen bemerken. Da der Ackerbau viele Mühe und Arbeit kostet, so wurden die Menschen gezwungen, durch ihrem Fleiß diejenige Hülfsmittel zu suchen, welche sie darzu nöthig hatten. Diese Untersuchungen führten sie auf die Künste. Man erfand Werkzeuge, und verbesserte sie nach und nach. Das unauflößliche Band zwischen dem Pflug und den Künsten hat die erste Gründe der Handlung hervorgebracht. Man mußte ferner die

Aecker theilen, und einem jeden sein Antheil entweder durch einen Vertrag, oder auf eine andere Art anweisen, oder endlich bey demjenigen beschützen, was er zuerst in Besitz genommen und bearbeitet hat. Auf diese Weise ist das Recht des Eigenthums, eine fruchtbare Quelle von unzähligen Folgen, eingeführt worden, und auf eben diese Weise haben Gränz- oder Marksteine der bürgerlichen Gerechtigkeit ihren Ursprung und öffentliche Ausübung gegeben. Der Ackerbau erfordert einen beständigen Aufenthalt. Daher haben sich die Menschen oder eigentlich die Familien näher zusammen begeben, und sich feste Sitze erbaut. Und auf diese Art haben sie sich durch einen genauern Umgang gesitteter gemacht. Auf diese Weise sind Dörfer, Städte, und aus diesen Königreiche entstanden. Man muß es dem Ackerbau zuschreiben, daß die Einwohner von Peru und Mexico von ihren andern Landesleuten, die sich beynahe durchgehends in den Wäldern von der Jagd ernährt haben, so verschieden gewesen. Eben dieses ist auch eine von den Hauptursachen, warum der Orient schon so frühe Reiche aufweißt.

Gog.

Gog. I. Th. S. 31. Wenn übrigens Sterbliche jemals die Apotheose oder die Canonisation verdienen könnten, so hätten gewiß Osiris unter den Egyptern, Yao unter den Chinesern, Manco-Capac unter den Peruanern und die Ceres unter den Griechen mehr als jemand Altäre verdient.

§. 5.

Von der Handlung.

Die nächste Stelle nach dem Ackerbau gehört der Handlung. Bey den Phöniciern, jenen Holländern des Alterthums gab ihr der unfruchtbare Boden den Ursprung. Bey andern Nationen überhaupt aber die Ungleichheit und Unzulänglichkeit der Produkten ihrer Länder. Inzwischen war sie freylich anfangs gering und bestund blos in der Vertauschung des Ueberflüßigen gegen das Mangelnde. Man hörte nichts von Handelscompagnien, Commerzcollegien und Banqueroutten. Sie vermehrte sich aber nach Verhältniß der Produkten und entweder wirklicher oder

eingebildeter Bedürfnisse. Ueberhaupt muß man ihren Ursprung in der Nothdurft suchen; ihre Vermehrung in den Bequemlichkeiten, die sie verschafte; und ihre Vollkommenheit in dem Ueberfluß. Die Veränderungen, die der Handel unter einem Volk hervor bringt, fallen deutlich in die Augen. Der Handel theilt die Arbeiten, Wissenschaften, Künste und Güter anderen Völker mit, und der Umgang mit gesitteten Nationen wird einen grossen Einfluß in das Gemüth eines ungesitteten Volks haben. Auf diese Art haben diejenige von den alten Deutschen, welche nahe an dem Gebiet der Römer wohnten in kurzer Zeit die Römischen Künste und die Römische Gemüthsart an sich genommen. Eben so haben sich auch diejenige Americaner sehr verändert, welche sich mit den Europäern in einen Handel eingelassen haben, und durch keine Spanische Grausamkeit, Holländischen Eigennutz oder Europäische Künste und Eifersucht zu keinem unversöhnlichen Haß gegen uns gezwungen worden sind.

§. 6.

Von dem Krieg.

Wer sollte es glauben, daß diejenige Sache, die eigentlich eine Geisel der Völker ist, der Krieg selbst, nützliche Wirkungen hierinnen gehabt haben kan? Und dennoch ist es wahr, daß die gecrönte Würger des menschlichen Geschlechts, die Eroberer, so schädlich ihr Schwerdt und Ehrgeitz dem menschlichen Geschlecht auch immer gewesen ist, viel nützliches in dieser Sache bey einigen Völkern geleistet haben. Alexander suchte alle seine überwundene Völker durch einen gemeinschaftlichen Handel zu verbinden und baute daher Alexandrien. Er verbot den Ichthyophagen sich bloß allein von Fischen zu ernähren, und wollte sie daher von andern Völkern abhängig machen. Er und Sesostris lehrten viele Völker den Ackerbau. So suchten auch andere Eroberer solche Völker reicher und sich nützlicher zu machen. Und überhaupt, wie Kriege und Eroberungen die Völker unter einander mischen, so vermischen sie alsdenn auch

die Sitten. Die Chineser sind von den Tartarn überwunden, diese aber von jenen gesittet gemacht worden. Der Krieg kan auch noch auf andere Arten genutzt haben. Aus Furcht vor einem feindlichen Ueberfall haben sich die Menschen näher zusammen begeben, und eine grössere Einigkeit unter sich errichtet, damit sie mit vereinigten Kräften desto besser widerstehen könnten. Sie haben sich einen gemeinschaftlichen Ort erwählt, und denselben, so gut sie konnten bevestigt. Auf diese Art hat die Bau- und Bevestigungskunst bey ihnen entstehen und auch nach und nach verbessert werden können. Das Faustrecht, dieses Brandmal von Europa, und die Furcht vor den Ueberschwemmungen der Barbaren haben wirklich in Deutschland, diese Wirkungen gehabt.

§. 7.

Von einigen andern Ursachen und besonders zufälligen Begebenheiten.

Es giebt aber ausser diesem noch viele andere Ursachen und Gelegenheiten, wodurch

wodurch die Künste unter solche Völker verbreitet werden können. Oefters kan es ein einiger Mensch thun. Cecrops, und Theseus in dem Alterthum und Peter I. zu unsern Zeiten beweisen es. Wie schnell führte dieser leztere die Künste und Wissenschaften unter seinen rohen Barbarn ein, wie schnell benahm er ihnen ihre langen Röcke, Bärte und Vorurtheile. Manchmal hat ein glücklicher Zufall diese oder jene Kunst empor gebracht. Zur Erfindung der Purpurfarbe gabe ein Hund Anlaß, welcher an den Ufern des Meers in eine Purpurschnecke biß, und sich den Bart damit färbte. Der Mangel der Steine bey der Anlandung einiger Seefahrer gab dem Glas seinen Ursprung. Sie stüzten nehmlich ihre Gefässe, weil sie keine Steine fanden, auf Salpeterstücke, die hernach von der Hitze des Feuers verschmolzen, sich mit dem auf dem Boden liegenden Sand vermischten, und die erste durchscheinende Materie, wie das Glas ist, abgaben. Polyd. Verg. S. 149. n. 185. So ist es noch mit vielen andern Künsten gegangen. Noch weit glücklichere Zufälle aber muß man dieje-

nige nennen, wodurch nicht nur diese oder jene, sondern viele Künste auf einmal unter ein unwissendes Volk gebracht worden sind. Z. E. Die Künste waren in Siberien gar nicht bekandt. Sie sind durch einen Zufall, welcher für die Schweden sehr unglücklich war, dahin versetzt worden. Als Carl XII. von den Russen bey Pultawa geschlagen wurde, wurden über zehentausend von seinen Soldaten an den Ufern des Borysthenes gefangen genommen. Der Czaar befahl diese Unglückliche nach Siberien zu bringen. Vor ihrer Ankunft wußte man in diesem barbarischen Lande fast gar nichts vom Brod. Diese Schweden aber, die von Natur sinnreich waren, und die sich noch durch die Noth darzu gezwungen sahen, ihren unglücklichen Zustand durch ihren eigenen Fleiß zu verbessern, trieben in ihrem Elende alle Künste, davon sie einige Kenntniß hatten. Die Schwedischen Soldaten erfüllten Siberien mit Beckern, Schneidern, Schustern, Tuchmachern, Tischlern, Maurern und Goldschmieden. Die Officiere wurden Mahler, Bau- und Sprachmeister. Manchmal aber mußten

ten sie auch bey ihren Gemeinen in die Lehre gehen. Andere unterrichteten in der Mathematik, andere im Singen und Tanzen, und in kurzer Zeit wurde Siberien so verändert, daß die Russen ihre Kinder dahin schickten, um in dieser vortrefflichen Schule erzogen zu werden. Breßl. Beytr. 1. B. Voltaire im Leben Carls XII.

§. 8.

Von dem Anfang der Wissenschaften.

Auf die Erfindung der Künste, folgte die Erfindung der **Wissenschaften.** Ohnfehlbar waren diejenige die ersten, welche der menschlichen Gesellschaft bey ihren dermaligen Umständen am nützlichsten waren; die Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Ihr Alterthum steigt daher wirklich ungemein hoch. Freylich waren die Gelehrte selbiger Zeit keine Newtone und Kästners. Die Astronomie war ein Eigenthum der Schäfer und Jäger, und das erste arithmetische Lehrsystem wird in unsern zehen Fingern bestanden haben.

Wenn einige americanische Völker eine grosse Menge ausdrücken wollen, so wissen sie es nach dem Bericht des Herrn Condamine nicht anderst zu thun, als daß sie auf ihre Haare oder auf einen Haufen Sand weisen. So gering inzwischen der Anfang der Wissenschaften war, so konnten dieselbige dennoch einen grossen Einfluß in den Verstand und das Gemüth solcher Menschen nach und nach bekommen.

§. 9.

Von dem Vermögen, seinen Zustand vollkommner zu machen, als der Hauptursache bey der Erfindung der Künste und Wissenschaften.

Wir haben bisher gesehen, daß gewisse äuserliche Umstände und gewisse Zufälle einen grossen Theil an der Erfindung der Künste haben. Die vornehmste Ursache aber davon liegt in dem Gemüth des Menschen, und in dem Vermögen desselben, seinen Zustand vollkommner zu machen.

Was würde ihn selbst ein Zufall helfen, wenn er dieses nicht hätte? Er würde die Purpurfarbe eben so wenig erfinden, als der Hund, der dazu Anlaß gab. Die Vernunft muß dem Zufall gleichsam zu Hülfe kommen, ihn verbessern und zu etwas nützliches anwenden. Aeusserliche Umstände, der Mangel der Nahrung, u. d. gl. sind eigentlich blosse Gelegenheiten, daß sich der Mensch auf diese oder jene Art hilft, dieses oder jenes erdenkt, sich dieses oder jenes zu Nutzen macht: Der Hauptgrund aber ist seine Vernunft, wodurch er in den Stand gesetzt wird, das Verhältniß des Gegenstandes zu seinem Zustand einzusehen, und zu beurtheilen, ob er für ihn nützlich sey oder nicht.

§. 10.

Der Einfluß dieser Stücke auf den Verstand und das Gemüth des Menschen.

Es ist unstreitig, daß der Verstand des Menschen desto mehr zunimmt, je mehrere Gegenstände er bekommt, und je meh-

mehrere Künste und Verhältnisse er einsieht. Nachdem sich also die Menschen theils durch Zufälle, theils aber und hauptsächlich durch das Vermögen sich vollkommner zu machen aus ihrer bisherigen Unwissenheit und Dummheit herausgerissen haben, so veränderte sich ihr Zustand sehr merklich. Sie verschaften sich mehrere Lebensmittel; sie richteten ihre Wohnungen bequemer ein; sie machten sich mehrere und bequemere Kleider u. s. w. Und da der eine hierinnen geschickter war als der andere, so wurde die vorherige Gleichheit und Einförmigkeit aufgehoben. Man sahe dagegen einen in die Augen fallenden Unterschied in der Lebensart und den Glücksgütern der Menschen. Man hatte mehrere Bedürfnisse und Begierden. Der eine wurde geschickter als der andere. Jener suchte sich ein grösseres Ansehen zu erwerben, und dieser fieng schon an, von einem andern abzuhangen. Man nahm Reichthum, Armuth und ihre Wirkungen wahr. Man sahe einen grössern Unterschied in den Gemüthscharaktern, Neigungen und Verstandskräften. Mit einem Wort man sah mehrere Vollkommen-

menheiten und Unvollkommenheiten, mehrere Tugenden und Laster.

§. 11.

Von der Nothwendigkeit der Gesetze und Obrigkeiten.

So lange die Menschen eine einfache und einförmige Lebensart hatten; so lange ihre Begierden noch nicht erwacht und gereitzt waren, so lange ihr Verstand keinen Vorzug einsah, waren stillschweigende Gewohnheiten und stillschweigende Verträge nebst dem innerlichen angebohrnen Gefühl von Billigkeit und Gerechtigkeit die einzigen Regeln ihrer Handlungen. Nachdem sie sich aber auf die bemeldte Art verändert haben, so mußten sie deutlich wahrnehmen, daß sie nicht mehr hinlänglich wären. Die Ungleichheit in den Gemüthern und äuserlichen Umständen erforderte es, daß sie die Unzulänglichkeit derselben mit ausdrücklichen oder positiven Gesetzen ersetzen mußten. Sie entsagten demnach der vorherigen Gleichheit entweder feyerlich und ausdrücklich,

lich, oder doch, wie es wahrscheinlicher ist, unvermerkt und in der That selbst, und gaben auf eben diese Art denenjenigen, welche sich durch ihre Klugheit, Reichthum oder Wohlthat, das größte Zutrauen erworben hatten, das Recht, die Gesetze in Ausübung zu bringen und ein grösseres Ansehn und Ehrenbezeugungen, als andern.

§. 12.

Von der Beschaffenheit der ersten Gesetze.

Nunmehr sind wir also auf den wichtigen Zeitpunkt gekommen, wo die Menschen gezwungen waren, sich durch Gesetze und Obrigkeiten heilsame Fesseln anzulegen. Ohne Zweifel wird die Sicherheit für dasjenige, was man hatte, und eine Verpflichtung aller einzelner Glieder, dem Staat zu dienen, und das Wohl der Gesellschaft zu beobachten, den ersten Vorwurf der Gesetze und Gesetzgebenden ausgemacht haben. Doch, da die menschliche Natur, wenn sie sich einmal zu entwickeln anfängt, unterschiedene Arten von

Zäu-

Zäumen und Gesetzen nöthig hat, und ein jedes Volk insbesondere sowol im Moralischen als im Physikalischen, Umstände für sich hat, die ihme eigen sind, so kan man ihren Innhalt nicht gewiß bestimmen. Die Himmelsgegend, die Beschaffenheit des Bodens, die Anzahl, Lebensart, Religion, Sitten und Gebräuche der Einwohner, die Beschaffenheit der benachbarten Völker u. s. f. bestimmen eigentlich die Sache. Inzwischen war das Gesetzbuch nicht gar groß. Die Vermehrung der menschlichen Bedürfnisse und Laster und die Mannigfaltigkeit der Sitten vermehrte es erst.

§. 13.

Von dem Nutzen der Gesetzgeber.

Diejenigen Völker, bey welchen die Gesetze von einem besonders erleuchteten bürger- und glücklichem Genie angeordnet worden sind, sind glücklicher gewesen, als wenn sie das blühenste Königreich unter den Fahnen eines Helden erobert hätten. Die Gesetze und die politische Einrich-

richtung Peters des Grossen nutzte Rußland mehr, als sein Degen und Pultawa. Man kan es aus dem Gegentheil bey denjenigen Völkern sehen, welche erst durch ihren Schaden, durch viele tragische Revolutionen oder die Länge der Zeit, hierinnen klug worden sind. Wie lange that der Degen, feurige Kohlen und Eisen, nebst der Wasserprobe in Europa dasjenige, was eigentlich nur Justinian, Bartolus, das Weichbild oder Sachsenspiegel hätten thun sollen? Wie viele Unruhen, Erschütterungen, Meutereyen, und Unordnungen sah man, bis ein Numa, Solon und Lykurg endlich auftraten?

§. 14.

Von den Veränderungen in Ansehung der Gesetze.

Da sich die Sitten und äusserliche Umstände eines Volks von Zeit zu Zeit ändern konnten, so hat sich ein gleiches mit den Gesetzen zutragen müssen. Daher sahe man öfters viele und ziemlich unruhige Veränderungen, und die Geschichte der Griechen und Römer ist voll davon.

Es

Es gab zwar einige Gesetzgeber, welche ihre Gesetze immerwährend machen wollten. Zaleucus der Gesetzgeber der Locrensier verordnete nach dem Zeugniß des Polybius und Demosthenes, daß derjenige, welcher ein neues Gesetz gäbe, ein gegebenes ändern oder abschaffen wollte, mit einem Strick um den Hals vor dem Rath erscheinen sollte. Nähme man seine Vorstellung an, so könne er unbeschädigt wieder gehen: verwerffe man aber dieselbige, so solle er sein Leben auf der Stelle mit dem Strang endigen. Auf diese Art sey es geschehen, daß in völligen zweyhundert Jahren nur ein einiges Gesetz angerathen und angenommen worden.

Eben diese Absicht hatte jener wunderbare Mann des Alterthums, der Lykurg. Seine Absicht war, daß er seine Spartaner sowohl in Ansehung äusserer Feinde, als auch in Absicht auf die Wollust und Weichlichkeit unüberwindlich und tapfer machen, und sie auf immerhin an die von ihm vorgeschriebene harte und rauhe Lebensart gewöhnen wollte. Daher ließ er sie einen Eid deswegen schwören, schloß

sie, ausgenommen in Kriegsangelegenheiten in ihr eigenes Land ein, und verbot alles, was ihm nur im geringsten hierinnen zuwider zu seyn dünkte. Meiner Einsicht nach ist eine solche Unternehmung, besonders ehe das Volk noch zu keiner gewissen Reife und Alter gekommen ist, eben so schädlich, als öftere und leichtsinnige Neuerungen. Nebendem ist es niemand, als der Allwissenheit und Allmacht möglich, immerwährende und auf alle Fälle des menschlichen Lebens passende Gesetze zu machen. Die menschliche Natur ist zu Aenderungen aufgelegt, und alle Völker müssen einen gewissen Kreis von Revolutionen durchwandern. Die Sitten und Einsichten des Verstandes ändern sich eben so, wie die äusserliche Umstände eines Volks. Wie abgeschmackt und thöricht ist es demnach, wenn man die menschliche Natur entweder zwingen, oder allzuweit in die Ferne sehen will. Gleichsam als wenn Hugo-Capet vor Ludwig XIV. hätte Gesetze geben können. Ausser diesem sind die alten Gesetze eines Volks öfters so abgeschmackt, daß sie zu einer andern Zeit bloß ein Gegenstand des

La-

Lachens sind. Z. E. die Celtiberier hatten ehmalen nach dem Zeugniß des Strabo ein Gesetz, kraft dessen niemand einen dickern Bauch haben durfte, als das Maaß eines gewissen Gürtels war: wie wäre es, wenn der Spanische Staatsrath heutiges Tags noch dergleichen Verordnungen geben würde. Passen die Römischen Gesetze für die Deutsche Völker besser? Die Könige in Preussen und Dänemark zweifeln daran.

Es giebt keine allgemeine politische Verfassung und Gesetze zu allen und jeden Zeiten für alle und jede Völker. Lykurg mag demnach der menschlichen Natur immer Fesseln anlegen wollen: er mag der Weichlichkeit und Wollust seine schwarze Suppe immer entgegen setzen: er wird sie wohl auf einige Zeit, aber nicht auf immer zwingen können. Wenn der lang aufgehaltene Strom endlich durch den Damm bricht, so wird seine Ueberschwemmung desto unaufhaltbarer und verderblicher werden. Die Geschichte von Sparta redet: die Gesetze und die Einrichtung eines Staats müssen sich also immer nach

der äusserlichen und innerlichen Verfassung eines Volks richten. Ist der Knabe erwachsen, so muß man ihm die Kinderkleider ausziehen und zu seiner Zeit männliche geben, und wenn ihm das Kleid gar nicht ansteht, so muß man ihm ein anders davor anlegen: oder anstatt des Drako muß ein Solon aufstehen.

§. 15.

Von der Obrigkeit und Regierung.

Nachdem die Meder das Joch der Scythen abgeworfen hatten, so wohnten sie zerstreut in Dörfern und auf dem Lande herum, ohne eine Obrigkeit über sich zu haben. Bald darauf entstunden Streitigkeiten, Räubereyen und ein ausgelassenes wildes Wesen unter ihnen, und zwangen sie, sich einen Richter zu erwählen. Dejoces war es, ein Mann, der entweder gute Sitten hatte, oder doch verstellter Weise an sich nahm. In kurzer Zeit sahe man viele und selbst von entfernten Orten herkommende Par-

theyen, die ihme ihre Streitigkeiten zu entscheiden vorlegten. Plötzlich aber entzog er sich diesem Amt, und gab der vorherigen Verwirrung wieder Platz. Man wurde daher gezwungen, eine Versammlung anzustellen, und anstatt der vorigen ungebundenen Freyheit sich eine Obrigkeit zu erwählen, und den Dejoces zum Könige zu machen. Herod. 1. B. Dieses ist die Geschichte aller Regierungen und Gesetze.

Man kan zwar von dergleichen Revolutionen bey den Völkern nicht immer diplome aufweisen, und ohnerachtet in den Chronicken vieler abendländischer Völker ihre Könige so gar von der Sündflut an in Kupfer gestochen sind, Allg. Weltgesch. IV. Theil, Seite 321. Baumg. so sind sie doch in diesen Sachen nicht so scharfsichtig gewesen. Der Ursprung der Regierung ist älter, als die Kunst, die Denkwürdigkeiten für die Nachwelt auf Wachs, Blätter und Baumrinden einzugraben. Allein, gesetzt sie sey auch nicht mit Einwilligung und Gutbefinden der ganzen Gesellschaft und durch eine sol-

che wichtige feyerliche Ceremonie entstanden, so liegt doch sowohl ihr **Ursprung**, als auch ihre **Rechtmäßigkeit** in der menschlichen **Natur** selbst. Man lese hievon Herrn Hume von dem Urspr. Contr. vermischte Schr. IV. Th.

§. 16.

Von der monarchischen Regierungsform.

Da die monarchische Regierungsform so einfach ist, so ist sie ohne Zweifel die älteste. Die übrige sind allzukünstlich und allzuzusammengesetzt, als daß man sie zuerst in denjenigen Zeiten antreffen sollte, wo der menschliche Verstand und die Wissenschaften noch in so enge Gränzen eingeschlossen waren. Die Geschichte von Rom und Griechenland bestätiget es.

Verdienste, die jedermann in die Augen fielen, allgemeine Wohlthaten, Klugheit, Tapferkeit, Stärke, und andere Leibs- und Gemühtsvorzüge waren anfangs

fangs diejenigen Eigenschaften, welche ein Candidat dieser Würde haben mußte. So unglaublich uns dieses heutiges Tages scheinen mag, so gewiß ist es. Die Fürsten waren Richter, Opferpriester und Anführer der Armeen. Sie befahlen, wie Tacitus sagt: de mor. Germ. l. 3. mehr durch ihr Beyspiel, und durch die bey andern erregte Bewunderung, wenn sie sich nämlich vorzüglich tapfer an der Spitze der Armee bewiesen, als durch Befehle. So sagt man auch von Lech I, daß er von seinen Unterthanen deswegen zu ihrem Fürsten erhoben worden sey, weil er sie, anstatt der bedeckten Wägen, die vorher ihre einige Wohnung ausgemacht hatten, durch Abfällung der Bäume, Hütten zu bauen, gelehrt habe. — Würden die Türkischen und Europäischen Mustaphen und Ibrahime wohl glauben, daß dieses die Genealogie ihrer Gewalt seye? — So wie die Reiche im Anfang klein waren, und wie Justinus in dem Anfang seines Buchs sagt, nur in einer einigen Stadt bestunden: so war auch das Ansehen und die Macht der Fürsten anfangs gelinde und klein. Da die Men-

schen noch nicht weit von ihrer natürlichen Gleichheit entfernt, noch durch Weichlichkeit, Wollust und allzuviele Bedürfnisse geschwächt und gefesselt waren, so darf man die Epoche der Despotie in diesen Zeiten nicht suchen. Die Fürsten gaben mehr Rathschläge als Befehle, und die Entscheidung der Dinge hieng nicht bloß von ihnen ab. Es waren wenig äusserliche Vorzüge. ein geringer Pracht, kein blendender Glanz da. Kan man wohl glauben, daß das lange Haar der Burgundischen und anderer Könige, welches ihre vorzügliche Zierde war, eben so grosse Wirkungen gehabt habe, als eine schimmernde Krone? Bey den Deutschen hörte man die Fürsten, je nachdem ihr Alter, ihr Adel, (man weiß, woraus er entsprang) ihr Kriegsruhm, ihre Tapferkeit und Beredsamkeit beschaffen waren, und dieses mehr, weil sie anrathen, als weil sie befehlen durften. Mißfiel ihnen ihr Vorschlag, so verwarfen sie ihn mit Murren (fremitu aspernabantur) gefiel er ihnen aber, so schlugen sie die Schilde zusammen. Die Domainen der damaligen königlichen Majestäten

ståten waren nicht groß, und betrugen nicht viel mehr, als heutiges Tags ein Meyerhof.

Die Castilianer sagten ehemals bey der Einsalbung ihrer Könige: Nos que valemos tanto como vos, vos hazemos nuestro Rey y Sennor, con tal que guardeis nuestros fueros, se no, no. Nach und nach kam die Monarchie zu grössern Kråften und grösserm Ansehn. Atheas, ein Macedonischer König, striegelte zwar sein Pferd im Angesicht einiger Gesandten selbst; was that aber der Vater Alexanders? So wie die kleinern Reiche nach und nach durch Kriege und Eroberungen zusammenschmolzen, so wurde auch das Ansehn des sie besitzenden Prinzen zugleich dardurch vermehrt. Eine beståndige Erfahrung lehrt uns auch, daß der menschliche Ehrgeiz niemals stille steht, wenn er noch etwas vor sich sieht. Die Fürsten fiengen an, nach und nach auf allerhand Arten an ihrer Grösse zu arbeiten, auf ihren Eigennutz zu denken, und sich nach und nach ein grösseres Ansehn beyzulegen. Das meiste aber

hierzu trug der wichtige Schritt bey, wo die Wahlmonarchien theils durch Kunstgriffe, theils wegen der damit unzertrennlich verknüpften Unbequemlichkeiten, Erbmonarchien wurden. Auf diese Art konnte dasjenige, was der Vater anfieng, von dem Sohn oder Enkel vollführt werden, oder wenn es der Prinz nicht selbst that, ein Richelieu. Alsdenn hörte man bey Misbilligung der Befehle kein Murren, keine aspernationem cum fremitu mehr: man wurde etwas anders gewohnt: Tel est nôtre Plaisir.

§. 17.

Von den andern Regierungs-Arten.

Der Mißbrauch hat schon manche nützliche Sache hervorgebracht, und eben so entsprangen auch aus der Tyranney oder dem Mißbrauch der monarchischen Gewalt die Republiken. Wenn sich die Monarchie allzuschnell zu ihrem höchsten Gipfel emporgeschwungen hatte, wenn die Regenten allzuschnell ihr Ansehen

hen in eine unumschränkte und drückende Gewalt ausgedehnt hatten, so mußte ein solches Joch dem noch unbiegsamen Nacken allzubeschwerlich fallen, und daher nothwendig zu einer Revolution in dem Staat Gelegenheit geben. Da ihr Gemüth durch Weichlichkeit und Schwelgerey noch nicht weibisch war, und sie den Werth der Freyheit noch immer empfanden, so konnten sie es nicht ertragen, wenn ein **Romulus** und ein **Tarquinius** allzudespotisch herrschen wollten. Jener mußte daher in den Himmel, und dieser aus dem Land. Personen, in deren Brust die Freyheit noch ihren Thron hat, ein Brutus u. d. gl. denken immer: Nos valemos tanto como vos. Dieses hat wirklich der Römischen Republik den Ursprung gegeben. Und wenn wir auf den Ursprung der Atheniensischen Republik sehen wollen, so werden wir finden, daß sie denselben einem gleichen Trieb zur Freyheit zu danken hat. Denn die Fabel oder Geschichte von ihrem Codrus war nur ein Vorwand. Inzwischen waren die Republiken anfangs sehr unvollkommen, und blieben es auch, so lange sie existirt. In Rom,

als

als in einer vermischten Republik hatte bald die Parthey der Vornehmen, bald die Parthey des Volks die Oberhand, und die Streitigkeiten dieser beyden Partheyen währten unaufhörlich fort. Athen aber war eine tumultuarische Republik, wie es alle demokratische Republiken seyn werden, wo das Volk unmittelbar, und nicht durch Repräsentanten regiert. Venedig und in gewisser Maasse England übertreffen die alten Republiken unendlich weit.

§. 18.

Von der Religion.

Mit den sittlichen und politischen Veränderungen geht es viel leichter, als mit den Veränderungen in der Religion. Die Priester vergrösserten zwar bey allen Völkern ihr Ansehn und ihre Reichthümer von Zeit zu Zeit; man hielte sie für heilige Personen; man glaubte, daß sie von den Göttern einer besondern Vertraulichkeit gewürdiget würden. Sie waren in dem Besitz der Orakel, und bedienten sich derselbigen auf eine verschlagene Art; sie entrissen sich zuerst der grossen Barbarey und Unwissenheit; sie bedienten sich ihres Uebergewichts

und

und ihrer Einsichten über die übrigen Menschen zu ihrem Vortheil, u. s. w. Diese und andere Ursachen machen es, daß wir bey allen falschen oder gemißbrauchten Religionen wahrnehmen, daß die Priester gemeiniglich die erste verständige Leute, aber auch die erste Betrüger, Tyrannen und Mörder gewesen sind. Die Religion selbst aber veränderte sich entweder gar nicht, oder doch wenig, und nicht in den wesentlichen Theilen derselben, und während daß in andern Stücken sich alles änderte, und gesitteter wurde, so behielt doch der Aberglaube die Oberhand. Ausser daß die Religion und die Erkenntniß Gottes eine allzuschwere und dunkle Sache für die Vernunft ist, giebt es noch verschiedene andere Ursachen hierinnen. Eine sehr wichtige, in Ansehung der heidnischen ist dasjenige, was Fontenelle von ihr sagt, Histoire des Or. Differt. prem. ch. VII. daß sie nämlich aus blossen äusserlichen Ceremonien bestünde, und keine gewisse Gesinnungen des Herzens erforderte, noch, welches man hinzusetzen kan, bey ihrer Ausübung den Verstand des Menschen beschäfftigte. Die Götter sind erzürnt, sagt er: alle ihre Blitze sind bereit

loß-

loßzubrechen: wie wird man sie versöhnen? Muß man die Verbrechen bereuen, die man begangen hat? Muß man in die Wege der natürlichen Gerechtigkeit wieder eintreten, die von allen Menschen beobachtet werden sollten? Mit nichten. Man ist bloß verbunden, ein Kalb von einer gewissen Farbe, welches in einer gewissen Zeit gebohren ist, mit einem gewissen Messer zu erwürgen, und auf diese Art wird man den Zorn der Götter entwaffnen. Es giebt aber auch noch andre allgemeinere Ursachen. Z. E. die Furcht, gottlos zu seyn, oder zu scheinen; die Macht, das Ansehn, und der Eigennutz der Priester; die Auferziehung und die Gewohnheit; die Lebensgefahr, die gemeiniglich damit verknüpft ist, und der Giftbecher des Sokrats; die Dummheit und Raserey des Volks, wenn es von den Priestern aufgewiegelt wird; die Politik u. s. w. Aus dergleichen Ursachen rührte es her, daß Cato dennoch selbst das Amt eines Augurs verwaltete, ohnerachtet er sich wunderte, das ein Augur das Lachen halten konnte, wenn ihm ein anderer begegnete. Und aus eben dieser Ursache wird der H. Nicolaus noch lang in Rußland in einer fast gleichen Rangordnung mit Gott stehen.

§. 19.

§. 19.

Beschluß und Ursachen, warum diese Veränderungen bey einigen schneller, als bey andern erfolgen.

Künste, Wissenschaften, Gesetze und Regierungen sind also dasjenige, was bey solchen Völkern, wovon hier die Rede ist; hervorzukeimen pflegt. Inzwischen geschieht dieses bey verschiedenen Völkern nach verschiedenen Stufen. Einige sind darinnen in kurzer Zeit ziemlich weit, und also dem gesitteten Leben sehr nahe gekommen. Andere haben es weniger weit gebracht, und bey vielen nimmt man so zu reden, einen Stillstand in ihren Revolutionen wahr. Sie sind etliche Jahrhunderte hindurch dasjenige, was sie bey nahe schon vor diesem waren, und weichen fast keinen Fuß breit von der Stelle. Andre haben sich nur in einigen wenigen Stücken von dem ungesitteten Zustand der Menschen entfernt, und in vielen andern Sachen haben sie ihre einfältige Lebensart beybehalten. Das Gemählde

mählde solcher Völker ist ein wunderbarer Contrast. Das Clima, die Nahrungsart, und die Lage ihres Landes kan oft viel hierinnen bestimmen. Völker, welche in einem ebenen Lande liegen, werden gemeiniglich weit eher gesittet, als solche, die auf Gebürgen wohnen. Die Ursache ist leicht einzusehn. Völker, die vom Ackerbau leben, haben mehrere Gesetze nöthig, als solche, die von der Viehzucht, und diese mehr, als solche, die von der Jagd leben. Montesquieu. Das leicht zu bearbeitende Erdreich, die gelinde Witterung können bey vielen Völkern viele Künste unnütze machen, die man in kältern und unfruchtbarern Gegenden nöthig hat. Inzwischen ist dieses von allen unstreitig, daß sie noch immer viel rauhes und ungeschliffenes in ihren Sitten, und eine ziemliche Unwissenheit in Ansehung ihres Verstandes zeigen. Die besten sind hierinnen so beschaffen, wie der Preußische Monarch Peter den I. schildert. Ueberhaupt ist dieser Zeitpunkt eigentlich nur das politische Fegfeuer der Nationen, wo sie gereinigt werden müssen.

Dritter Theil.

Von dem

gesitteten Leben.

VOLTAIRE, le monde comme il va, *ch. 64.*

Inexplicables humains, comment pouvés-vous réunir tant de bassesse & de grandeur, tant de vertus & de crimes?

Innhalt.

I. Von der physikalischen Seite dieser Völker.

1) Von ihrer Nahrung.

a) Von dem Ueberfluß und der Mannigfaltigkeit derselben.

b) Von der Menge der Mittel sich dieselbige zu erwerben.

c) Von der Schädlichkeit der aus unserer Nahrung entspringenden Schwelgerey und Ueppigkeit.

2) Von ihrer Leibesbeschaffenheit, welche

α) zärtlicher und schwächer ist als in dem ungesitteten Stand der Menschen, aber auch daher

β) mit mehrern Bequemlichkeiten versehen, und

γ) feinere Empfindungen und Sinnen hat. Hingegen aber

δ) auch desto leichter zerrüttet werden kan und mehrern Schwachheiten und Krankheiten unterworfen ist.

II. Von der moralischen Seite dieser Völker.

1) Ihre gute Seite,

a) in Ansehung ihres erweiterten u. verfeinerten Verstandes, und der vielen durch ihn erfundenen oder vollkommner gemachten Künsten und Wissenschaften.

b) In Ansehung ihres Gemüths und dessen mehreren, grösseren und erhabnerern Tugenden und edlerer Eigenschaften.

2) Ihre schlimme Seite.

α) Der grosse Mißbrauch des Verstandes und der erlangten mehreren Einsichten in Absicht auf sich selbst und andre.

β) Die schlimme Beschaffenheit ihres Gemüths wegen der grössern und unzähligen Laster und ungestümmern Leidenschaften.

III. Von der politischen Seite dieser Völker.

A) Die innere Beschaffenheit eines einzelnen Staates, in Absicht

a) auf die Gesetze und deren Ursachen:
b) auf die Regierung und vielerley Arten derselben, nehmlich:
α) Republikanischen und zwar
a) Demokratischen,
b) Aristokratischen,
β) monarchischen und
γ) vermischten.

B) Das Verhältniß der gesitteten Staaten gegen einander.

1) Ihre Verbindung unter sich
α) durch ein gemeinschaftliches Interesse;
β) durch das Völkerrecht.
2) Das System des Gleichgewichts.
3) Ihre zum Theil ungerechte Staatskunst, und die Ursachen ihrer Feindseligkeiten und Kriege.

IV. Von der Verschiedenheit der meisten asiatischen und der

der afrikanischen Staaten hierinnen von den unsrigen.

a) Die schlechte Beschaffenheit der Künste, Gesetze und Wissenschaften, und die Ursachen davon.

b) Die Despotische Gewalt und die Ursachen der Unfähigkeit und schlechten Charakters ihrer Regenten.

c) Sitten dieser Völker.

V. Von der Verbindung und dem Verhältniß der gesitteten Staaten gegen einander.

VI. Von dem Einfluß der gesitteten Zeiten in die Religion.

VII. Beschluß und einige allgemeine Betrachtungen über die Veränderungen unter den Völkern und in menschlichen Dingen überhaupt.

Von

Von dem gesitteten Leben.

Das gesittete Leben kan vielerley Stuffen haben, je nachdem dasjenige, was dasselbige ausmacht bequemere Nahrung und Wohnungen, Künste, Wissenschaften, Gesetze und Regierungen sich mehr oder weniger, vollkommner oder unvollkommner bey einem Volk finden. Paris uud Petersburg, Berlin und Lucern, London und Lissabon, sind alle gesittet aber in einem verschiedenen Grade.

Um den Unterschied zwischen dem gesitteten und ungesitteten Leben desto besser zu zeigen, wollen wir eben diejenige Ordnung, die wir in dem ersten Theil beobachtet haben, beybehalten.

Erster Abschnitt.

Von der physikalischen Seite dieser Völker.

§. 1.

Von ihrer Nahrung.

Ohne Zweifel würden unsere Voreltern, die zu den Zeiten Cäsars gelebt haben, sich sehr wundern, wenn sie unsere heutige Nahrungsarten sehen sollten; sie, die sich etwa mit Waldfrüchten, Milch, Butter und der Jagd ernährten. Und wie würde der Ueberwinder des Varus erstaunen, wenn er zu der Tafel eines heutigen deutschen Prinzen käme?

Der Hottentot zieht seinem Schaaf die Haut ab, bekleidet sich damit, verzehrt das Fleisch und bindet sich allenfalls zur Zierde die Därme um die Füsse. Hierinnen besteht alles zu was er es zu gebrauchen und womit er sich zu beschäftigen weiß.

Bey

Bey den Europäern und andern gesitteten Völkern aber ernähren und beschäftigen die Schaafe den Besitzer, den Hirten, den Kaufmann, den Schlächter, den Gerber, den Riemer, den Färber, die Spinnerinn, den Weber, den Tuchschärer, den Tuchmacher und noch viele andere.

Die Wälder und Moräste und die einfache Lebensart machen es, daß man in vielen Gegenden von America kaum etliche tausend Menschen in vielen hundert Stunden findet. Europa und die gesittete Länder hingegen sind überall mit Dörfern und Städten durchsäet, und zwingen den Boden durch tausenderley Mittel, ihnen die gewünschte Früchte zu tragen. Dasjenige, was die gelehrte Schwedische Patrioten in Lappland und andern kalten Gegenden ihres Reichs zu thun suchen, haben die Europäische Völker längstens im grössern gethan. Sie haben die Früchte wärmerer Gegenden in ihren kalten Boden verpflanzt, sie haben, wenn ich so reden darf, Asien mitten in Europa hinein versetzt. Der Weinstock und viele andere Früchte finden nun auch bey uns ihr Vaterland.

Anstatt des Pfeils in dem ungesitteten Leben sieht man den Schuß in dem gesitteten. Anstatt daß man in jenem den Pfeil selbst in die Hand nehmen, und die Wurzeln selbst graben mußte, darf man bey den gesitteten Völkern die Hände nicht mehr selbst an den Pflug legen. Der Ackersmann ernährt den Gelehrten, den Edelmann, den Künstler, den Handwerksmann u. s. w. und dasjenige Stück Landes, das ein einiger Iroquoise zu seinem Unterhalt braucht, ernährt dem ohnerachtet zum wenigsten 100. Europäer.

In dem gesitteten Zustand durchkreuzt das Interesse eines einigen reichen Menschen das Interesse von hundert andern, theils so wie ein gröserer Fluß, der in viele andere kleine ausfließt, theils so wie viele kleine Flüsse sich in einen einigen grossen ergiessen; theils leben viele hundert von ihm, theils lebt er von vielen hunderten. Ueberhaupt verbinden die vermehrte Bedürfnisse alle Glieder der Gesellschaft unter sich.

Bey den ungesitteten Nationen besteht die Handlung allenfalls darinnen, daß der-

derjenige welcher mehr Honig gesammlet hat als er braucht, seinen Ueberfluß an denjenigen vertauscht, welcher glücklich auf der Jagd gewesen ist. Sie ist also bloß auf die allernöthigsten Bedürfnisse und in die enge Gränzen eines einigen Landes oder ein Paar Völker eingeschränkt: bey den gesitteten Nationen hingegen hat sie sich in unzählige Aeste verbreitet: sie hat Welttheile vereiniget, die durch die Natur getrennt waren; sie hat Völker mit einander verbunden, welche der Sprache, dem Geschmack, der Religion und den Sitten nach äuserst von einander verschieden sind: sie liefert uns alle Arten von Waaren: sie verkauft uns die Produkten der entferntesten Länder, sie handelt so gar eigentlich und uneigentlich mit Menschen. Da die Handlung in der gesitteten Welt von diesem Umfang ist, so kan man sich leicht vorstellen, wie unzählig viele Menschen sich dardurch ernähren können.

Man hat in dem gesitteten Leben nicht mehr nöthig aus Noth Menschen, alte Schuhe, und gleich denen Tartarn, todte Pferde zu verzehren. Die Lebensmit-

tel

tel sind häufiger, vielfältiger und bequemer. Eine einzige Erndte reicht öfters hin, uns auf einige Jahre zu ernähren. Man weiß sich auf tausenderley Arten und durch hunderterley Handwerker und Proseßionen zu ernähren. Selbst von den Thorheiten der Einbildung, den Kleinigkeiten der Mode und dem Putz einer einigen reichen Mode leben viel tausend Menschen *).

So groß aber die Vortheile sind, welche aus den häufigen, überflüßigen und mannigfaltigen Nahrungsmitteln und Nahrungsarten entspringen, so groß sind auch die Nachtheile, die daraus erwachsen.

*) Man erzählt in Paris, daß während der Raserey des Mißisippihandels ein bucklichter Kerl alle Tage nach der ruë de Quinquempoix, wo sich die Actienhändler in grosser Menge versammleten, gegangen, und sich viel Geld verdient habe, indem er ihnen erlaubte sich seines Buckels zum Schreibepult zu bedienen, worauf sie ihre Contracte zeichnen konnten. Hume verm. Schr. III. Th.

sen. Denn unser Ueberfluß zieht gemeiniglich die Ueppigkeit und Schwelgerey nach sich.

Mandeville in seiner Fabel heißt zwar alle diejenige schon ueppig und lasterhaft, welche sich auch noch so schlechter Hütten, des Fleisches, der Kleider, und anderer Getränke als des Wassers bedienen. Ihm zufolge müßte man mit den Schweinen Eicheln essen, die Früchte der Erde ohne einige Zubereitung geniessen und wenn man müde ist, sich nackt auf die Erde hinwerfen. Fabl. des abeill. t. I. So wenig als wir dasjenige, was Mandeville darunter versteht, unter der Ueppigkeit und Schwelgerey begreiffen, so wenig denken wir auch mit dem Sallustius, daß es einerley sey, sich an Gemählden zu vergnügen, oder sich mit Wein zu berauschen.

Der Luxus, sagt Hume, verm. Schr. I. Th. ist ein sehr zweydeutiges Wort, und kan sowol in bösem als gutem Verstand genommen werden. Ueberhaupt druckt er eine grosse Fertigkeit aus, wodurch wir unsere Sinnen vergnügen. Ein

jeder

jeder Grad derselben kan unschuldig oder schädlich seyn, je nachdem das Alter, das Vaterland oder der Stand derjenigen Person beschaffen ist, welche sich auf diese Art vergnügt. Dieses Vergnügen ist alsdenn erst lasterhaft, wenn es auf Kosten einer Tugend, der Freygebigkeit, der Gütigkeit, u. s. w. geschieht: eben so wie es alsdenn thöricht ist, wenn wir uns dadurch arm oder krank machen. Unter diesen Einschränkungen kan man essen und trinken, was man will: man kan Burgunder- und Champagner-Wein statt schlechten Biers trinken. Ohne uns also bey der Zweydeutigkeit dieses Worts länger aufzuhalten, so können wir nunmehr bestimmen, was wir hier unter dem Wort Luxus oder Ueppigkeit verstehen, **nehmlich eine auf Kosten der Tugenden und unserer Gesundheit verschwenderische und wollüstige Lebensart.** Laßt uns ein Beyspiel hievon geben.

Das englische Volk war seinem Verderben sehr nahe, als es sich allzusehr mit Brandtenwein und andern starken Getränken

tränken berauschte. Das Parlament war daher in dem Jahr 1736. gezwungen, den Gebrauch davon völlig zu untersagen. Die Officiere konnten weder ihre Gemeine, noch die Handwerksleute ihre Untergebene, und die Hausväter ihre Domestiquen in den Schranken halten. Das Volk wurde an Leib und Seele krank und eilte mit grossen Schritten der Barbarey entgegen. Bielef. Lehrb. der Staatskunst, II. Th.

Jener patriotische Arzt, Tißot, führt sehr bittere Klagen über seine Schweitz, wenn er von der Ueppigkeit redet. Die unordentliche Lebensart sagt er, die durch die Ueppigkeit eingeführt wird, schwächt die Gesundheit, verderbt die Leibesbeschaffenheit, und die Nachkommenschaft muß es nothwendig empfinden. Bey den vorigen Generationen sahe man öfters Familien, die mehr als zwanzig Kinder hatten, jetzt zählt man kaum so viel Geschwister Kinder, und künftig wird man gar keine Brüder mehr sehen; dies heißt freylich die Sache zu weit getrieben. Inzwischen aber lehrt doch die tägliche Erfahrung, wie wenig fruchtbar dergleichen Ehen sind,

was für augenscheinliche Zeugen von dem unordentlichen Leben der Eltern die deswegen gebrechliche und schwache Kinder sind. Ohne Zweifel rührt es daher, daß wir in den Städten weit mehr Mißgeburten, Krüppel, u. d. gl. wahrnehmen als auf dem Lande, und ohne Zweifel ist dieses eine von den Hauptursachen, warum das Verhältniß der Sterbenden in dem ersten Jahr des Lebens, nach welchem in diesen mehrere als in allen andern sterben, so groß ist. Bielef. Süßmilch göttl. Ordnung im Sterben, II. Th. S. 285.

Die meisten Menschen sterben da, wo die Ueppigkeit am meisten herrscht. Dies ist die Ursache, warum grosse Städte, worinnen sie am meisten regiert, und welche ihr auch ihre Grösse hauptsächlich zu danken haben, wirkliche Gräber der Völker sind. In Paris und London sterben jährlich von hundert Persohnen viere, oder $\frac{1}{25}$, in kleinern Städten $\frac{1}{28}$ bis $\frac{1}{32}$, in Flecken und Dörfern aber, wo der Ackerbau der Ueppigkeit nicht so geneigt ist $\frac{1}{40}$ bis $\frac{1}{45}$. Von 500,000 Persohnen in London sterben also jährlich

20,000,

20,000, von einer gleichen Anzahl in Dörfern aber 12500. Nach dem Zeugniß des Herrn Hume, braucht diese Stadt jährlich einen Zuschuß von 5000 neuen Einwohnern, und dennoch wird die Anzahl der Einwohner wenig dadurch vermehrt. Verm. Schr. I. Th. S. 219. Welch ein entsetzlicher Schade für das menschliche Geschlecht, wenn man die Rechnung durch einige Jahre fortsetzt und bedenkt, daß in 50 Jahren von der oben bemeldten Anzahl in London 375000 mehr Menschen sterben als auf dem Lande!

Die Ueppigkeit und Schwelgerey vermindert die Anzahl der Einwohner eines Landes wegen verschiedenen Ursachen. Der Pflug wird vieler Hände beraubt, indem viele beyderley Geschlechts um eines weichlichern Lebens willen aus den Dörfern in die Städte laufen, und sich in solche Dienste begeben, worinnen sie entweder von der Verheyrathung abgehalten werden, oder nach dessen Verfluß sie zu Feldarbeiten nicht mehr tüchtig sind. Man nimmt ausserdem viele unnützliche und liederliche Künste wahr, wovon uns Italien

viele Beyspiele geben kan. Biel. II. Th. S. 575. Alles dieses schadet dem Ackerbau, macht die Nahrung theurer, vermehrt die Bedürfnisse des menschlichen Lebens allzusehr, und macht den Unterhalt einer Familie kostbarer. Daher rührt es, daß $\frac{1}{9}$ von den Gebohrnen jährlich in Paris in dem Spital ernährt werden müssen und aus gleichem Grunde geschieht es, daß ein wollüstiger lediger Stand einer kümmerlichen Ehe vorgezogen, der Staat aber dadurch vieler Nachkommen beraubt wird.

Doch um unsern Beweiß von der Schädlichkeit der Ueppigkeit nicht allzuweit herzuhohlen, so wollen wir nähere und augenscheinlichere Beweise anführen. Niemand wird es läugnen, daß unzüchtige und unerlaubte Ausschweifungen der Jugend und der Ehleute mit der Ueppigkeit und Schwelgerey immerdar bey einem Volk verbunden sind. Mahomet Effendi, der letzte Türkische Gesandte in Frankreich sagt: Wir Türken sind grosse Narren, wenn wir uns mit euch Christen vergleichen. Bey uns unterhält ein jeder sein eigenes

Serail mit grossen Sorgen und Unkosten: ihr aber befreyet euch von dieser Last, und euer Serail ist in den Häusern eurer Freunde. Was muß aber ein solcher ehrlicher Türke denken, wenn er in der Stadt, des Stadthalters Christi selbst öffentliche Hurengassen, in Neapel eben dergleichen und gegen 18,000 öffentliche Huren, (donne libere) Keyßlers Reisen. und in andern Städten öffentliche Hurenhäuser wahrnehmen sollte. Dennoch wird alles dieses nur deswegen zugelassen, damit das ehrbare Frauenzimmer von denen ungestümmen und viehischen Anfällen der Geilheit gesichert, und grössere Uebel verhindert werden mögen. Was für ein Verderben also, wenn diese Anstalten das geringere Uebel sind! Alles dieses was ich bisher gesagt habe, heißt sonst mit einem Wort, Galanterie —.

§. 2.

Von ihrer Leibesbeschaffenheit.

Da die gesittete Völker keine so harte Erziehung mehr haben als die un-

gesitteten; da ihre Nahrung mannigfaltiger und weichlicher ist, da ihr Leib den Unbequemlichkeiten der Witterung nicht mehr so ausgesetzt, noch so, wie bey diesen, dagegen abgehärtet ist: so sieht man diejenige Leibsbeschaffenheit, jene starke Leibskräfte und feste Gesundheit nicht mehr, welche die ungesitteten Völker haben. Allein eben deswegen haben sie gewisse Mittel erfunden, denen Beschwerlichkeiten, welche sie sonst allzusehr drücken würden, auf eine bequeme Weise abzuhelfen. Anstatt zusammengefügter Aeste und Höhlen haben sie bequeme und geraumige Wohnungen; anstatt der Seehunds- und Schaafsfelle wissen sie sich auf eine mannigfaltigere und bequemere Art zu bedecken; anstatt jener natürlichen angebohrnen Stärke und jener starken Aerme haben sie verschiedene künstliche Werkzeuge und Mittel erfunden, wodurch sie gleichsam selbst über ihre Natur siegen, und womit sie, ohnerachtet sie ihre Kräfte nicht mehr mit Tygern und Bären messen können, wie die ungesitteten Völker, diesen dennoch Fesseln anlegen. Anstatt des Pferdebluts wissen sie tauglichere Arzneymittel, und

ihre Kranken schlagen sie nicht todt, wenn sie solche kuriren wollen.

Die Gesichtszüge der gesitteten Völker werden weit feiner und angenehmer, so wie ihr ganzer Leib überhaupt zu den Künsten und Handwerkern geschickter und tauglicher wird. Ihre sinnlichen Empfindungen z. E. die Empfindungen des Geruchs, des Gefühls, des Geschmacks werden bey ihnen desto feiner und fähiger etwas zu dem sinnlichen Vergnügen des Menschen beyzutragen, je mehrere Gegenstände, Mittel und Gelegenheiten sie dazu haben. Man bedenke die unzählige Arten von Speisen, die sich ihrem Geschmack anbieten; die feine Aussichten, und die durch unsre Kunst verschönerte Natur, welche unsere Augen ergötzen, u. s. w.

Allein während daß man diese Vortheile auf die eine Seite setzt, so setze man auch auf die andre die Nachtheile. Und was für eine traurige Aussicht zeigt sich hier!

Die Bequemlichkeiten selbst, die wir uns verschaft haben setzen uns vielem

Uebel aus. Eine traurige Erfahrung lehrt uns, daß wir desto mehreren Krankheiten und Schwächlichkeiten ausgesetzt sind, je zärtlicher unsre Auferziehung und je empfindlicher und weichlicher unser Leib ist. Eine etwas rauhe Luft, eine ein wenig harte Speise, eine kleine Erhitzung sind im Stand, uns auf das Bett zu legen. Ofters bringen wir schon den Saamen zu denjenigen Krankheiten, wider welche wir uns unser ganzes kurzes Leben hindurch zu vertheidigen haben, aus Mutterleibe und sind unglückliche Schlachtopfer von den Unordnungen unserer Eltern. Wie viele sind daher in ihrem zwanzigsten Jahre schon abgelebte Greise! Wie viele sind nichts als lebende Todtengerippe!

Die vielerley, schädliche, fremde, unsrer Natur nicht zuträgliche, giftige Speisen; die verschiedne und schädliche Vermischung derselben; die Betrügereyen der Verkäufer; unser verderbter und allzusehr gereitzter Appetit; unsre allzuviele Bedürfnisse; unsre allzugrosse Faulheit oder Arbeit; viele ungesunde und gefährliche Handwerker und Profeßionen; Vorurtheile

urtheile in der Kleidung; die Unruhen unsers Gemůths und die Heftigkeit unsrer ungestůmmen Leidenschaften: alle diese und noch viele andre mit dem gesitteten Leben, wo nicht nothwendiger doch zufälliger Weise und gemeiniglich verknüpfte Umstände, vergällen unser Leben durch ihre schädliche Würkungen, und machen uns den Weeg zu dem Grabe kůrzer. Oefters sind wir noch glücklich genug, wenn das Gift, womit wir uns schaden, endlich nur noch sůsse ist.

Man weiß von sehr wenigen Krankheiten bey den ungesitteten Nationen; Bey uns aber hört man von Apoplexie, Dysenterie, Hydropisie, Hypochondrie, Melancholie, Podagra, Chiragra, Schiatik, Aussatz, Pocken, Venusseuche, hitzigen und kalten Fiebern, Schwindsucht, Gichtern und fallender Sucht. Würden wohl jene mit uns tauschen, wenn wir ihnen auch gleich alle unsere Apothecken und Aerzte darzu abträten?

Zweyter Abschnitt.

Von der moralischen Seite dieser Völker.

§. 3.

Ihre gute Beschaffenheit.

Wenn man die Mannigfaltigkeit der Künste und Wissenschaften, und den Grad der Vollkommenheit, welchen dieselbige durch die Länge der Zeit und hauptsächlich durch die Erfahrung und Nachdenken der Menschen erhalten haben; wenn man, sage ich, dieses in Vergleichung mit dem unwissenden ungesitteten Zustand bedenkt, so muß man sich wundern, daß gesittet und ungesittete Menschen von einerley Natur und einerley Stoff sind. Ich wundre mich daher gar nicht, wenn die Werke unsrer Hände und Künste entweder für Werke der Götter, oder für Zauberstücke von ungesitteten Nationen gehalten worden sind.

Daher

Daher glaubten die Mexicaner selbst, als sie den Knall unsrer Canonen hörten und unsre grosse Schiffe sahen, eines theils, die Götter wären mit dem Dor.ner auf die Erde gekommen, andern theils, sie sähen schwimmende Städte auf dem Meer.

Daher glaubte jener Moskowiter bey Erblickung einer ihm das erstemal vor Augen gekommnen Uhr, daß der Teufel darinnen sitze und sie regiere, warf sie daher auf den Boden und vertrat sie.

Wie sehr bewundern die ungesitteten Völker unsre Kleinigkeiten und dasjenige, was bey uns allenfalls ein Spiel der Kinder ist!

Die Baukunst zu Wasser und zu Lande; die verschiedne andre Künste und Handwerker, welche zu unsern Wohnungen, Bedeckung, Nahrung und Vergnügen etwas beytragen, die Schmiedekunst, die Tischlerkunst, die Schlosserkunst, die Weberkunst, die Färbekunst, die Künste verschiedne Metalle zu bearbeiten, die Buchdruckerkunst, die Mahlerkunst, die

Bildhauerkunst, die Musik: und in Ansehung der Wissenschaften, die Geschichte aller Zeiten, die Staatskunst, die Sittenlehre, die Policey, die Arithmetik, Geometrie, Astronomie, die Heilungskunst, die Naturlehre, die Rechtsgelehrsamkeit, die Gottesgelahrtheit u. s. w. was für fremde Nahmen in den Ohren eines Jroquoisen und was für bekandte in den Ohren eines jeden Europäischen Künstlers, Bürgers, Gelehrten und Pedanten.

Man denke hier an einen Thucydides, Tacitus, Cicero, Montesquieu, Gniciardinie, Leibnitz, Newton, Euler, Kästner, Seegner, Krafft, Voltaire, Hume, Rousseau!

Der Verstand wird sich aber nicht nur in den Studierstuben der Gelehrten und in den Werkstätten der Künstler zeigen, sondern er wird sich über alles verbreiten. Er wird sich in der Erziehung, im Umgange, in der Lebensart, in der Kleidung, in dem Haußgeräthe zeigen: und während daß er in dem Privatleben diese Vortheile und Bequemlichkeiten verbreitet,

breitet, so wird er auch in das öffentliche Leben seinen Einfluß haben. Der Staat wird mächtiger blühender und reicher werden, und wenn Carl VIII, wie Hume sagt, mit genauer Noth zwanzigtausend Mann auf die Beine bringen kan, so wird Ludwig XIV, viermal hundert tausend unterhalten können.

Unser Verstand wird also in dem gesitteten Leben nach allen Theilen erweitert; unsre Begriffe vermehrt; unsre Einsichten verfeinert und verbessert, und daher rührt es, daß wir uns so viele Bequemlichkeiten, Vortheile und Vergnügen verschaffen können.

So wie sich aber unser Verstand entwickelt, so entwickelt sich auch unser Gemüth, und zu dieser Zeit, wo man die verschiedne Verhältnisse der Dinge einsieht, wo man Gelegenheiten und Materialien genug zu Lastern hat, und wo fast eine jede Handlung entweder eine Tugend oder ein Laster ist; zu dieser Zeit kan man erst sagen, daß man wirkliche Tugenden und Sitten antreffen könne. Und hier

sieht man sie auch. Man sieht zärtliche Empfindungen über die glücklichen und unglücklichen Umstände eines Freunds, Bekandten, und des Nebenmenschen überhaupt; eine ehrerbietige Liebe gegen diejenige, die uns gezeugt, erzogen und unterwiesen haben; Erkänntlichkeit gegen unsre Wohlthäter; eine Begierde Nothleidenden und Bedürftigen zu helfen und jederman auf eine gefällige und dienstfertige Art zu begegnen; angenehme und feine Sitten in dem gesellschaftlichen Leben; Standhaftigkeit in Unglücksfällen; Gelassenheit und Zufriedenheit; Menschlichkeit und Leutseligkeit selbst im Kriege und Anwendung seiner Mordinstrumente, u. s. w. alles dieses sind Vortheile und Produkte des gesitteten Lebens.

Diese Zeit ist, wo man selbst von einem Kaiser, wenn er einen Tag, ohne ihn mit Wohlthaten bezeichnet zu haben, vorbeygehen ließ, die vortrefliche Rede hörte: Freunde, ich habe den Tag verlohren. Man sieht Trajane, Antonine und Marc-Aurele.

Wir sehen einen sterbenden Pericles, welcher über alle seine grosse Eigenschaften, sein Glück, seine Eroberungen und Siege, über den Glanz seiner langen Staatsverwaltung und über seine neue Trophäen, welcher sage ich über dieses alles das großmüthige und erhabene Vergnügen setzt, daß nie kein Athenienser durch seine Schuld Trauer getragen hat.

Wir sehen einen Epaminondas, welcher Blut und Leben gern von sich läßt, wenn er weiß, daß der Sieg auf der Seite seines Vaterlands ist.

Wir sehen einen Sokrates den ungerechtesten Giftbecher mit der größten Gelassenheit und Zufriedenheit ausleeren.

Wir sehen endlich einen Kohlenbrenner, welcher denen Armen 109000 Livres vermacht *).

§. 4.

*) Er hieß Caraviglia und erwiese diese großmüthige Handlung in Mayland. Keyßlers Reisen.

§. 4.

Ihre schlimme Seite.

Allein unser Verstand und Gemüth hat sich nicht zu unserm Vortheil allein, sondern auch zu unserm Schaden entwickelt.

Durch unsern Verstand haben wir tausend unselige Mittel erfunden uns selbst zu schaden; die Wohlfart unsers Nebenmenschen zu untergraben, ganze Familien und öfters ganze Völker unsern eigennützigen Absichten aufzuopfern: wir haben uns tausend unnöthige und schädliche Bedürfnisse erfunden, deren Mangel uns arm, unruhig und öfters grausam und deren Besitz uns zu nichts als elenden und unzufriednen Sclaven macht; Unsre allzufeurige und allzurege Einbildung stellt uns tausend erdichtete und vergrösserte, uns aber immer wirklich empfindliche Uebel dar; dasjenige was dem Menschen am heiligsten seyn sollte, die Religion selbst hat ihre Tartüffe, denen aber ihre Maske dennoch geheiligte Stellen in dem Calender ver-

verschaft. Ueberhaupt so sinnreich wir sind, uns Bequemlichkeiten zu erdenken, so sinnreich sind wir auch uns und andre zu quälen. Unser Gemüth ist unruhiger; wir werden bald von dieser bald von jener Leidenschaft gequält, und wir tragen die Henker unsrer Ruhe in unserm Busen herum; bald verbreitet sich eine finstre Traurigkeit über unser Gemüth; bald steigt unsre Galle; bald entzündet sich unsre Rache; bald quält uns der Neid u. d. g. Die Erfahrung lehrt uns, daß dieses keine blose rednerische Ausdrücke sind.

Dicäarchus, ein vornehmer Macedonier richtete, um dem menschlichen Geschlecht zu trotzen, einen Altar der Ungerechtigkeit und einen andern der Gottlosigkeit überhaupt auf.

Richelieu, eine solche Person, in deren Munde uns die Sache desto wichtiger und abscheulicher wird, Richelieu selbst sagte, um einen Menschen durch einen Proceß an den Galgen zu bringen, brauche man nur zwey Worte von ihm. Das Verfahren der Inquisition beweißt die

Möglich-

Möglichkeit und Wirklichkeit dieser fürchterlichen Kunst.

Ungefähr vor dreysig Jahren war eine berühmte Giftmischerinn, Tophana, in Neapel, von welcher aqua tophanica den Nahmen bekommen, und welche noch zu Keyßlers Zeiten im Jahr 1736. im Gefängniß sas und aus Neugierigkeit daselbst von vielen Fremden besucht wurde. Sie hatte sich in eine geistliche Freystädte retirirt, daher man sie nicht umbringen gekonnt und gewollt hat, ob sie gleich viele hundert Personen aus dem Weeg geraumt hat, und besonders den Eheweibern, die unangenehme Männer hatten, die Tropfen umsonst und als ein Allmosen gegeben.

Die Pest, sagt Nani, histoire de Venise T. I. l. VIII. verstörte ganze Provinzien in Italien und richtete besonders grosse Verheerungen im Mayländischen an, wo die menschliche Boßheit dem Zorn des Himmels, so zu reden, neue Waffen darbot. Es fand sich nehmlich daselbst eine ganze Bande menschlicher Ungeheuer, wovon einige Spanier, einige

Italiä=

Italiäner waren, ein, welche neue Arten von Gift erfanden und gleichsam durch eine neue Pest das menschliche Geschlecht auszurotten suchten. Dieses Gift war ein von verschiednen tödtlichen und abscheulichen Ingredienzien zusammengesetzter Liqueur, welcher durch das blose Anrühren tödtete. Das Erschröcklichste hiebey war, daß es fast in alle Gassen und Kirchen ausgesäet war.

Zwischen dem ersten und letzten Punischen Krieg war das Vergiften im Römischen Staat so gemein, daß in einer Zeit von einem Jahre ein Prätor in einem Theile von Italien, hauptsächlich dieses Lasters wegen über dreytausend Menschen strafte.

Ich will von dem Pabst Alexander VI und seinem Sohn, Cäsar, Borgias, nichts anführen.

Aber die Lasterhafte unter gesitteten Völkern bestehen nicht blos aus Giftmischern, sondern sie bestehen auch aus Lügnern, Betrügern, Ungetreuen, Un-

dankbaren, Niederträchtigen, Unbeständigen, Wilden, Neidischen, Meyneidigen, Hochmüthigen, falschen Münzern, Geitzigen, Trunkenbolden, Pasquillanten, Verschwendern, Geilen, Verläumdern, Blutdürstigen, Landesverräthern, Heuchlern, Banditen, Blutschändern, Kinder- Vater- und Königsmördern.

Wenn wir nun die gute und schlimme Seite des moralischen Charakters bey den gesitteten Völkern betrachten, so sehen wir grosse Tugenden und grosse Laster, gute und schlimme Thaten: eine S. Barthelemi, eine Sicilianische Vesper, eine Inquisition aber auch eine Reformation; einen Alexander VI, und einen Benedict XIV; Neronen und Antonine; Machiavelle und Anti-Machiavelle; einen Socrates und einen Cartouche.

Vom Bart der alten Welt und von
der alten Treu,
Ist unser glattes Kinn und unsre
Seele frey.

Ob gesittete Völker um viel, oder überhaupt, glücklicher seyen, als ungesittete ist nicht so leicht zu bestimmen. Ein Carneades kan das eine heut, das andre morgen behaupten. Es scheint aber, daß die göttliche Vorsicht eine gewisse Gleichheit in den Schicksaalen und Umständen der Völker beobachte, indem sonst einige ein ausschliessendes Vorrecht, glücklich zu seyn, die andre aber entweder gänzlich oder doch eine ungeheure Zeitlang zum Unglück hervorgebracht zu seyn, scheinen könnten. Die zu Verändrungen aufgelegte, und mit dem Vermögen, ihren Zustand vollkommner zu machen begabte menschliche Natur scheint auch wirklich zu den verschiednen Revolutionen, welche die Völker von ihrem ungesitteten Zustand an durchlaufen müssen, bestimmt zu seyn. Es ist am besten, wenn man hierinnen weder ein Rousseau noch Alphonse ist, und wenn man die Rose liebt ohnerachtet sie Dornen hat.

Dritter Abschnitt.

Von der politischen Seite dieser Völker.

§. 5.

Von der innern Beschaffenheit eines Staats.

Die Menschen sind in dem gesitteten Leben sich untereinander nicht mehr gleich, noch sich selbst überlassen, sondern man sieht hier Gesetze und Obrigkeiten, Ehrenämter, Belohnungen, Excellenzen, Marschallsstäbe und Adel; Gefängnisse, Brandmale, Galgen, Rad und Scharfrichter.

Wenn man den Menschen Gesetze vorschreibt, soll man ein Drako oder ein Solon seyn? der gecrönte Weltweise sagt uns in diesem Stück: Wollte man sich ein-

einbilden, daß alle Menschen Teufel sind, die mit Grausamkeit wider einander wüten: so würde dieses die Erscheinung eines wilden Misanthropen seyn. Wollte man annehmen, daß alle Menschen Engel sind, und wollte man ihnen daher den Zügel lassen, so würden solches Grillen eines schwachen Capuciners seyn. Glaubt man aber, daß sie weder alle gut noch alle böß sind: belohnt man die guten Handlungen noch über ihren Werth, bestraft man die bösen Handlungen gelinder als sie verdienen: brauchet man Nachsicht gegen ihre Schwachheiten und Menschenliebe gegen alle, so handelt man wie es einem vernünftigen Menschen zukommt. Abhandl. von dem Gesetz.

Die Verschiedenheit des Interesse; der Eigennutz und die Einsichten des Verstandes; die Menge, Feinheit und Schädlichkeit der Laster; die Verschiedenheit der Gemüther; die häußliche Verfassung; das Wohl und die Verfassung des Staats; die Verbindlichkeit der Unterthanen und Bürger gegen die Obrigkeit, und hinwiederum; die Religion; alles

dieses hat bürgerliche, häußliche, policey, politische und kirchliche Gesetze hervorgebracht.

Die Gesetze umgeben alles bey den gesitteten Völkern. Es ist ihnen, wie ein Schriftsteller sagt, so gar unmöglich sich ohne Ordnungen und Gesetze und ohne einen Begriff der Gerechtigkeit und Ehre unter einander zu ermorden. Der Krieg hat seine Gesetze sowol als der Friede und selbst die scherzhafte Art des Kriegs unter Ringern, Balgern und Klopffechtern wird nach festgesetzten Grundsätzen und Anordnungen eingerichtet.

Wir haben es einem Montesquieu zu danken, daß wir in Ansehung der Gesetze eines Staats so erleuchtete Begriffe haben. Sein Buch ist das größte Geschenk das er dem menschlichen Geschlecht machen konnte.

Wo Gesetze sind, wird man auch Obrigkeiten und Regierungen wahrnehmen, sonst würde man jene wol im

Gesetz-

Gesetzbuch aber nicht unter den Bürgern und im Staate wahrnehmen.

Die Regierungsarten theilen sich aber in republikanische, nehmlich demokratische und aristokratische; in monarchische, wohin man auch die despotische rechnen kan; und in vermischte.

§. 6.

Von der Demokratie.

Die demokratische Regierungsform, wo die höchste Gewalt bey dem ganzen Volk beruht, sieht man hauptsächlich zu derjenigen Zeit, wo die Sitten noch einfältig und mäßig sind, wo man das Vaterland liebt, das Wohl desselben dem Privatnutzen vorzieht, wo noch eine gewisse Gleichheit des Vermögens da ist, wo der Staat und die Bürgerschaft nicht allzugroß und allzuzahlreich ist. Bey diesen Umständen taugt sie am besten vor die menschliche Natur, da sie die natürliche Gleichheit der Menschen am wenigsten aufhebt, und

weil das Volk selbst Oberherr ist, Unterdrückungen, willkührlichem Zwang und Tyranney am allerwenigsten unterworfen ist.

Die einfältige Lebensart und die Sitten der Graubündter taugen vollkommen zu einer demokratischen Regierung. Geht man aber einige Schritte weiter, geht man nach Italien, so sieht man, daß wollüstige Städte nicht demokratisch seyn können.

Die Demokratien sind ihrer Natur nach grossen Revolutionen unterworfen; das Volk ist immerdar unbeständig und leichtsinnig. Oefters hat es, wie Montesquieu sagt, allzuviel öfters allzuwenig Thätigkeit. Oefters reißt es mit hundert tausend Aermen alles um, und öfters geht es mit hundert tausend Füssen nicht schneller als ein Insekt. Da der größte Theil roh und unwissend ist, so darf man ihm nur einen Zaum anlegen, wenn man es nach seinem Willen lenken will. Was richteten die Demagogen in denen meistentheils tumultuarischen Versamm-

sammlungen des Volks zu Athen nicht aus! Die Staatsverfassung Englands, welche zum Theil ebenfalls demokratisch ist, hat zwar diesem Uebel, durch ihre Repräsentanten ziemlich abgeholfen, indem man auf diese Art die vorfallende Umstände mit kälterm Geblüt, ruhigern Leidenschaften, mit größrer Ordnung und glücklicherm Fortgang betrachten kan. Allein das Volk weiß doch immer, daß es dasjenige ist, welches man repräsentirt. Und mußte Bing nicht der Wuth des rasenden Volks aufgeopfert werden?

Die Demokratien sind in beständiger Besorgniß und Gefahr, damit sich nicht ein einiger über die andre empor schwänge, und die Freyheit umstürze. Durch Schmeicheleyen, Wohlthaten, Austheilung der Aecker und des Getraides, heimliche Geschenke, Schauspiele, Heruntersetzung der öfters noch so nöthigen Abgaben und auf andre Arten kan ein systematischer Ehrgeitz das kurzsichtige Volk leicht betrügen. Mit was für einer unwiderstehlichen Wuth bot das

blinde und durch diese Künste betrogne Volk seinen Nacken dem Joch des Marius und Cäsars dar! Diese Unbequemlichkeiten sind schwer zu heben: der Ostracismus, der Petalismus; heimliche Angebungen und Anklagen, das Exilium sind öfters solche Mittel, welche ärger als das Uebel selbst sind, und werden verhaßte Werkzeuge des Neids und der Räuberey. Der Haß eines schlechten Bauern gegen den Beynahmen des Gerechten ist mehr als bekandt. Charinides sagt bey dem Xenophon: Sympos. Ich bin jetzt bey meiner Armuth weit glücklicher, als ich bey meinem Reichthum war. Ehmals mußte ich einem jeden Spion und Sykophanten schmeichlen, wodurch sie immer etwas von mir erpreßten. Jetzt aber, da ich arm bin, habe ich eine drohende und vielbedeutende Mine an mich genommen und nunmehr fürchten mich die Reichen und erweisen mir alle Arten der Schmeicheley und Ehrerbietung. Die öftere Veränderung der Magistratspersonen, welche jedennoch deswegen nöthig ist, damit eine allzulange Verwaltung des Amts keine

allzugrosse Gewalt nach sich ziehe, öffnet manchmal solchen Personen den Weg zu Ehrenämtern, die zu Führung der Geschäfte gänzlich untüchtig sind. Lysander lehrte es die Athenienser.

Wenn Schwelgerey und Ueppigkeit in eine Demokratie einreissen, so darf man glauben, daß sie sich zu ihrem Ende neige: Die bachanalische Zusammenverschwörungen und die asiatische Ueppigkeit thaten es in dem eines theils demokratischen Rom, und Athen gieng es eben so, nachdem sie ihre Zeit und ihre Einkünfte auf die Schaubühne verwandten *). In andern Regierungsformen kan man die Ausschweifungen des Volks durch

*) Athenienses in torporem segnitiemque resoluti non ut olim in classes exercitusque sed in dies festos apparatusque ludorum reditus publicos effuderunt, & cum auctoribus nobilissimis & poëtis castra celebrarunt, frequentius scenam quam castra visentes. Justin.

durch Gewalt und Gesetze bezäumen, weil es unterthan ist; in einer Demokratie aber, wo das Volk selbst Fürst und Gesetzgeber ist, läßt es sich nicht thun.

§. 7.

Von der Aristokratie.

Die aristokratische Regierungsform besteht darinne, daß die höchste Gewalt bey einem gewissen Theil der Bürger beruht.

Unter den wirklich gesitteten Völkern sehen wir hauptsächlich zwey, welche auf diese Art regiert werden, Venedig und wenigstens bisher, Pohlen. In Venedig übt der ganze Körper des Adels die höchste Gewalt aus, und ein Nobili, in individus betrachtet hat keine andre Gewalt, als die er von dem ganzen Körper erhält. In Pohlen aber ist die aristokratische Einrichtung der Regierung sehr unordentlich, weil ein jeder reicher Edelmann wegen seiner Lehen eine eigne und besondre Gewalt über seine Vasallen

len hat, und wo der ganze Körper keine andre Gewalt besitzt, als die er aus dem Zusammenfluß der Theile bekommt. Was die erstere anbelangt, so wird man leichtlich Ordnung und Ruhe darinnen erhalten können, indem kein Glied des Adels eine abgesonderte und so grosse Gewalt hat, daß er die Gesetze nach seinem Willen zwingen könnte: in der letztern aber wird es öfters zu einer Anarchie kommen, und weil einige Glieder eine allzugrosse Gewalt haben, so wird man auf diese Art leichtlich, und ohne daß man die Gesetze fürchten dürfte ungerecht und eigennützig seyn können. Alsdenn werden Armeen die Gesetze erklären, und ein General mit dem Degen in der Faust an der Stelle eines Solons seyn.

Unsre Republik sagt ein Venetianischer Nobili gleicht einem Himmel, in welchen alle Gestirne sehr leicht aber an verschiednen Orten und verschiednen Gesichtspunkten und mit verschiednen Bewegungen einen Einfluß haben können. Oefters haben sie vollen Schein, öfters theilen sie denselben andern mit,

öfters entlehnen sie solchen und manchmal haben sie gar Verfinsterungen. Dieses ist ohne Zweifel ein schönes Bild von den Gliedern einer Aristokratie.

Die Aristokratien haben sich sowol für dem Volk als auch für denenjenigen, welche dieselbige ausmachen, in acht zu nehmen.

Das Volk, wenn es anderst nicht aus Jloten besteht, oder auf gut Polnisch unterdrückt ist, gehorcht weit ungerner in den Aristokratien als in den Monarchien. In einer Monarchie ist derjenige, welcher regiert, ganz allein über alle andre erhaben, und gleichsam wie Saul, um einen Kopf grösser als das ganze Volk. Alle Pracht, alles Ansehn und die höchste Gewalt beruht auf dem Haupt eines einigen. Dieses hat einen grossen Einfluß auf das Gemüth des Volks. Es sieht einen solchen nicht als einen natürlichen Menschen an und man bewundert seine geringste Handlungen. Dieses in der Monarchie oft nützliche Vorurtheil findet in der Aristokratie

stokratie nicht statt. Die höchste Gewalt, das Ansehn, die Vorzüge des Regenten beruhen nicht auf dem Haupt eines einigen. Die Theilnehmung vieler daran verblendet die Augen des Volks nicht so sehr. Nebendem finden sich viele unter den Unterthanen, welche in Ansehung des Reichthums, der Verstands- und Gemüthsgaben vielen unter denen welche die Regierung ausmachen, gleich sind, oder sie gar darinnen übertreffen, daher ist es eine harte Sache für den angebohrnen Stolz des Menschen solchen Leuten zu gehorchen; man sieht es als ein demüthiges Schicksal an, sie als Herren über Leben und Tod zu verehren: sich ungerecht und willkührlich aber von ihnen behandlen zu lassen, hält man ganz und gar für unerträglich. Das Volk weicht auf den Berg, wenn es von patribus conscriptis allzusehr gedrückt wird, und lieber tod als Genuesisch ist die Parole der Corsicaner.

Die Aristokratien haben hierinnen eine grosse Vorsicht und Behutsamkeit nöthig. Denn entweder müssen sie sich die

Gemüther der Unterthanen durch eine kluge und gelinde Regierung gewinnen, oder sie durch Furcht im Zaum halten. Venedig giebt uns ein schönes Beyspiel hierinnen. Ihre bewundernswürdige Klugheit und Standhaftigkeit in ihren schweren Kriegen, z. E. dem Candianischen und Cambracensischen; die Billigkeit bey den Auflagen; ihre Theilnehmung an derselben bey beschwerlichen Zeiten; die zuweilen sich ereignende Aufnahme angesehener Bürger in den Senat *); die Achtung gegen die Cittadini u. d. gl. Alles dieses muß ihre Gewalt sehr erträglich machen. Auf der andern Seite muß ihre behutsame Verwaltung der Staatsgeschäfte, die an verschiednen und gutgewählten Orten bereit liegende Waffen und Soldaten, das über das Volk wachende Gericht der vierzig Männer;

*) So verkaufte zum Ex. die Regierung in dem Candianischen Krieg die Würde eines Nobili an siebenzig Familien, und bekam dadurch acht Millionen Livres. Nani II. Tom.

ner; die Erstickung einer Unordnung gleich bey der Geburt; geschwinde und gehörige Strafen; dieses, sage ich muß ein grosser Zaum für das Volk und ein wirksames Mittel für die öffentliche Ruhe seyn.

Ganz anders verhält es sich in Pohlen. Das Volk besteht dort aus Sclaven, welche unter das Vieh und die Hausmobilien gerechnet werden, und deren Werth, wenn man sie umbringt, nicht theuer angesetzt ist. Geschieht dieses in Asien?

Auf der andern Seite hat sich eine Aristokratie selbst vor denenjenigen in Acht zu nehmen, welche die Regierung ausmachen. Man muß die Wirkungen des Reichthums, und des Ansehns und die Kunstgriffe des Ehrgeitzes und der Verschlagenheit befürchten, daher strenge Gesetze haben, und so viel möglich eine Gleichheit zu erhalten suchen. Man muß eine politische Inquisition oder ein Gericht der zehen Männer haben, welches ungebundne

Hände, schnelle Mittel und eine allgemeine Aufsicht und Gewalt über alle Glieder haben muß. Es sind heimliche Angebungen, wie die Löwenköpfe auf dem S. Markusplatze in Venedig, Richter über die Sitten, schleunige Strafen, und um Betrügereyen, Complote und Verschwörungen abzuwenden, das Looß, nöthig. Wenn sich aber einmal der größte Theil verschwören würde, solche Gesetze abzuschaffen, wodurch diejenige, in deren Händen die Regierung ist, eingeschränkt werden, so würde die Aristokratie ein Ende nehmen. Die Venetianer sahen es schon etliche mal wohl ein.

§. 8.

Von den Republicken überhaupt.

Das Schicksal der Republicken ist sehr zu bedauern, wann sie jenen fatalen Zeitpunkt erreichen, wo ihre Umstände also beschaffen sind, daß ein Ehrgeitziger Gelegenheit findet, durch

List,

List, Betrug und Gewalt sich zum Herrn aufzuwerfen, und gemeiniglich ist dieses ihre Todesart. Die Geschichte aller ehmaligen Republicken lehrt uns, daß die Freyheit endlich in eine zügellose Frechheit ausartet, und auf diese die Tyranney folgt. Wenn derjenige, der sich andern unterwirft, nicht von selbst schon zur Grausamkeit geneigt ist, so wird er doch gezwungen, um seines Interesse und seiner Sicherheit willen, viele gewaltsame Mittel anzuwenden. Da er weiß, mit was für einem Recht er sich über andre empor geschwungen hat, wie die Unterdrückte gegen ihn gesinnt sind, und wie die sterbende Freyheit manchmal ihre letzte Kräfte noch versucht, und dem Joch widersteht, so macht Furcht und Argwohn aus einem solchen Menschen leicht einen Tiberius oder Dionysius. Ein solcher wird sich alsdenn mit Soldaten umgeben, die er durch Geld und ein vergönntes ausgelaßnes Wesen zu gewinnen suchen wird: er wird durch List, Betrug und unter dem Mantel der Gesetze diejenige unterdrücken, aus dem

Land verweisen, oder um das Leben bringen, deren Reichthum, Ansehn und Geschicklichkeit ihm verdächtig ist: er wird Spionen und heimliche Angeber unterhalten: er wird gewisse Persohnen in seine Umstände verwickeln, und mit seiner Sicherheit die Sicherheit andrer verbinden: er wird hie und da großmüthig und gnädig seyn: den Pöbel wird er, wie Machiavell sagt, durch den Schein des Guten betrügen, und s. w. Diese tyrannische Methode scheint ihnen bey dergleichen Umständen das sicherste zu seyn, ohnerachtet sie sehr gefährlich ist, und das Schwerdt über dem Haupt eines Tyrannen, dem ohnerachtet blos an einem Haar hängt. Inzwischen aber zeigt doch der Dolch des Brutus, die Wunden des Cäsars, die Verschwörungen unter dem August, deutlich, daß ein gelinder Weeg auch nicht immer sicher ist. Bey diesen Umständen aber wäre es das beste, wenn sich die Republicken von freyen Stücken in Monarchien verwandelten. Denn es hilft nichts, wenn sie einen Cäsar aus dem Weeg räumen, indem gemeiniglich ein

ein Antonin und Octavius alsdenn auftreten; und Rom bekam daher hernach wirklich mehr Tyrannen, als es dem Cäsar Wunden beybrachte. Sie sind alsdenn vielweniger im Stande die Freyheit zu ertragen, als das Joch, und bürgerliche Unruhen, verbitterte Kriege und Anarchien sind Sachen, welche weit größre und anhaltendere Uebel verursachen, als die willkührliche Gewalt eines Prinzen.

§. 9.

Von der Monarchie.

Bey den Monarchien beruht die höchste Gewalt in den Händen eines einigen. Sie sind entweder uneingeschränkt, wie Preussen, Rußland, Dännemark und Sardinien, oder eingeschränkt wie Frankreich.

Die Begriffe, die man gemeiniglich von der Despotie hat, wollen wir nach Asien verweisen.

Die Verändrungen der Sitten erfordern öfters strengere Gesetze und eine strengere Regierung. Es ist z. E. ein heilsamer Zaum und es sind heilsame Ketten, die man einem Volk alsdenn anlegt, wenn Ueppigkeit und Schwelgerey, bürgerliche Unruhen und ausschweifende Sitten dasselbe der Freyheit unwürdig und unfähig machen. Man baue alsdenn Zuchthäuser und rüste den Vestungskarren.

Das merkwürdigste in der Monarchie ist der Prinz, oder an dessen Stelle der oberste Minister, und auf dem einen oder dem andern beruht das Glück und Unglück des Reichs.

Bey dem Prinzen kommt es auf seinen moralischen Character und auf seine Verstandskräfte an. Es kommt darauf an, ob er ein Augustus oder ein Tiberius, ein Heliogabalus oder Trajan; ein Ludwig XIII oder XIV ist: ob er ein Vater oder Züchtiger des Volks ist: ob er seine Unterthanen, oder seine Jagdhunde liebt. Ein Fürst, welcher

welcher vor das Wohl seiner Unterthanen besorgt ist, kan dasselbe entweder durch sich selbst oder rechtschaffne Minister in weit kürzrer Zeit und in weit grösserm Grade glücklich machen als es Republicken thun können. Man betrachte ein gewisses Reich, welches nun schon über ein ganzes Jahrhundert unter verschiednen Monarchen blühet, nach einerley guten Maximen beherrscht wird, und in diesem Stück wenig seines gleichen hat, man betrachte, sage ich Dännemark, wie es uns Rogers schildert, und gedenke an den Zustand desselbigen ehe es eine Monarchie wurde. Im Gegentheil aber ist dasjenige gemeiniglich auch von der Monarchie wahr, was der Preußische Monarch sagt: " In den Monarchien folgt auf einen ehrgeitzigen Fürsten ein Fauler; auf diesen ein Frommer; auf diesen ein Krieger; auf diesen ein Wollüstiger. " Und man kan nicht läugnen, daß öfters eine einige Regierung einem Volk auf ein ganzes Jahrhundert hinein schaden kan. Ich glaube nicht,

daß man hievon Beweise begehren wird. Die Geschichte redet.

Ein vorderster Staatsminister sagt Swift, ist ein Geschöpf, welches nichts als eine heftige Begierde nach Gewalt, Reichthum und Ehre hat. Der Rede bedient er sich zu allen andern Absichten, nur nicht die Gedanken seines Herzens zu entdecken. Wenn er eine Wahrheit vorträgt, so hat er allemal die Absicht dabey, daß man sie vor eine Lüge halte, und wenn er eine Lüge sagt, daß man sie für eine Wahrheit halten solle. Diejenige auf die er in ihrer Abwesenheit am meisten schmäht, können gewiß seyn, daß sie bald befördert werden. Von dem Augenblick an aber, da er euch in das Gesicht oder gegen andre lobt, könnt ihr sichre Rechnung machen, daß ihr verlohren seyd. Das allerschlimmste ist, wenn ihr ein Versprechen von ihm erhaltet, und vornehmlich, wenn er solches mit einem Eide bekräftigt. Sein Palast ist eine Schule, worinnen andre zu dergleichen Profeßionen gezogen werden. Die Laquayen,

quayen, Pagen und selbst der Thorwärter werden durch Nachahmung ihres Herrn zu Staatsministern in ihrem Kraise, und lernen in den drey vornehmsten Ingredienzien darzu, dem Troz, der Kunst zu lügen und der Bestechung, sich auszunehmen. Dem zufolge machen sie einen geringern Hof aus, und empfangen die Antwort von Leuten vom besten Range u. s. w.

Es würde äuserst ungerecht, falsch und strafbar seyn, wenn man diese bittre Schilderung, die aus einer allzuheftigen Galle geflossen ist, allgemein machen wollte. Es ist wahr, es giebt einen Seian und einen Tigellin, aber, GOtt sey es gedankt, es giebt auch einen Sully, Oxenstirn und Pitt.

Unter die Vortheile der Monarchie muß man besonders auch dieses rechnen, daß man alles darinnen mit einer genauen Ordnung und mit einer grossen Geschwindigkeit sowol zu Kriegs- als Friedenszeiten ausrichten kan, worinnen sie auch öfters Republicken durch

Doge, Dictatoren und Stadthouders nachzuahmen gezwungen worden sind.

Von allen diesen Regierungsformen sagt Hume mit Recht, daß ein Erbprinz, ein Adel ohne Vasallen, und ein Volk, das durch seine Repräsentanten die Stimme giebt die beste Monarchie, Aristokratie und Monarchie ausmacht.

§. 10.

Von den vermischten und den Regierungsarten überhaupt *).

Es giebt noch andre Regierungsarten, und sollte man es glauben, daß man schon in den Wäldern der Deut-

*) Dieses ist keine systematische Abhandhandlung hiervon. Eine solche gehört nur für einen Hume und Montesquieu. Dieses sind nur blos einige Anmerkungen über diese Materie.

Deutschen einige Grundsätze der Englischen Regierungsform erblicken solte? De minoribus rebus principes consultant, de maioribus omnes: ita tamen, ut ea, quorum penes plebem arbitrium est, apud principes prius pertractentur. Einige sind aus der Aristokratie und Demokratie, andre auf eine andre Art zusammen gesetzt. Das Gleichgewicht aber, welches sich gemeiniglich dabey befinden solle, ist indessen so zärtlich als das physische, und man wird Zeitpuncte finden, wo das Uebergewicht eine Zeitlang bey dem König, eine Zeitlang bey den Baronen, und eine Zeitlang bey dem Volk ist.

Eine jede Regierungsform hat ihre Vortheile und Nachtheile. Schweden hat von seinem tapfern und unbiegsamen Karl, und von seinem Stifel viel auszustehen gehabt: Ist es aber wirklich bey einer sehr eingeschränkten Monarchie glücklicher? Wenn die Engländer, um ihre Freyheit zu erhalten Könige auf das Blutgerüste führen, so

weiß

weiß ein Cromwell sich der Bibel und des Schwerdts auf eine vortheilhafte Art zu bedienen und legt ihnen neue Fesseln an. Ueberhaupt kan diese oder jene Regierungsform, für ein Volk in einem gewissen Zeitpunct gut, und in einem andern schädlich seyn. Andre können in der Theorie unverbesserlich und in der Praxi unnütz seyn. Plato mit seiner Republick, Thomas Morus mit seinem Utopien, Harrington mit seiner Ocrana. S. Pierre und Beaumelle haben ihren Staaten viele schöne Gesetze und Einrichtungen gegeben. Aber nach der wirklichen Beschaffenheit der Menschen, und wie sie jederzeit sind, würde ich mir eher Colonien für ein rauhes Siberien als für ihre Staaten zu bekommen getrauen. Ueberhaupt muß man nicht glauben, daß die Menschen blos durch künstliche Triebfedern regiert werden können. Eine kleine Sache bringt öfters die wichtigsten Sachen bey ihnen hervor. Eine Maintenon kan öfters einen Staatsrath regieren. Ich bin sagte Agathon der Vornehmste in Griechenland, denn ich regiere

giere die Aspasia, Aspasia regiert den Pericles, Pericles regiert Athen, und Athen regiert Griechenland. Solche Kleinigkeiten thun oft mehr als alle Regierungsarten und Gesetze. Wie wahr ist es, was Oxenstirn an seinen Sohn schrieb: Weißt du nicht, mein Sohn, was für eine kleine Sache es ist, die Welt zu regieren?

Vierter Abschnitt.

Von der Verschiedenheit der asiatischen und africanischen Staaten von den unsrigen.

§. 11.

Von den Künsten und Wissenschaften.

Man mag entweder die Gesetze, Künste und Wissenschaften, oder die Sitten und die Regierungsart in Asien (China ausgenommen, das in die vorhergehende Abschnitte gehört) und Africa betrachten, so wird man einen grossen Unterschied unter unserm und diesen Welttheilen wahrnehmen. So gut Asien, physikalisch betrachtet ist, so schlecht ist es, wenn man

man es auf der moralischen Seite ansieht.

Man kan zwar nicht sagen, daß dasjenige was das gesittete Leben in Europa ausmacht, gar nicht daselbst anzutreffen sey, inzwischen aber ist es doch mit vieler Barbarey untermischt oder sehr schwach und unvollkommen.

Die Trägheit unter den meisten von diesen Völkern; der Mangel der Aufmuntrung; der Mangel gedruckter Nachrichten und Unterweisungen und überhaupt der Buchdruckerey; die Gefahr, die man öfters bey einer vorzüglichen Geschicklichkeit und grossen Reichthum zu besorgen hat; die Vorurtheile der Religion *); der Einfluß der Regierungs-

---

*) Z. E. Was ist da für eine Freyheit zu denken wenn es heißt: Glaube, daß ich mit dem Engel Gabriel geredet habe, oder ich tödte dich.

Viele unter den Indianern enthalten sich das Feld zu pflügen, Grä-

gierungsart; der schwülstige und übertriebne Geschmack der Asiater: diese und andre Stücke sind die wahren Ursachen, warum die Künste und Wissenschaften fast zu allen Zeiten in Constantinopel, Ispahan, Siam und in Marocco in Vergleichung mit einem Paris, London und Berlin nur schlecht geblüht haben.

Es war zwar ein gewisser Zeitpunct, wo der Orient einen Al-Raschid und Mamum hatte, aber wie ungleich mehrere Omars hatte er!

§. 12.

Von der Regierungsart.

Man mag entweder die despotische Gewalt oder den unerträglichen Stolz

Gräben zu machen, Ziegel zu brennen, Feuer anzuzünden, es auszulöschen, oder es zu bedecken, aus Ehrfurcht für diese Elemente. Was für Hindernisse für die Künste!

Stolz der asiatischen Fürsten betrachten, so hat Asien nicht nur einen einigen Xerxes gehabt. Wenn sich ein **König von Pegu** einen Freund und Verwandten aller Götter des Himmels und der Erden, einen Bruder der Sonne; einen nahen Anverwandten des Monds, einen unumschränkten Herrn der Ebbe und Fluth des Meers: und wenn sich der **König von Persien** einen König der Könige, Herrn der Welt, Schatten des Allmächtigen und Verwesern des Himmels nennt: so wird man es begreiffen können, wenn ein stolzer und thörichter Xerxes Bergen Gesetze vorschreiben und Meere züchtigen will.

Dem König von Arrakan muß ein jeder Stadthalter alle Jahr zwölf Mädchen von zwölf Jahren zuschicken. Wenn sie bey Hofe ankommen, so setzt man sie in die heise Sonne, bis der Schweiß in ihre Kleidung gezogen ist. Alsdenn bringt man diese Kleider dem Könige, welcher sie nach einander beriechet, und für sein Serail nur diejenige Mäd-

chen behält, deren Schweiß keinen starken Geruch hat. — Forts. Roll. III. Th. Ist dieses die Pflicht und der Endzweck der Regenten? Anstatt, daß man die asiatischen Prinzen in ihrer Jugend in den Regierungsgeschäften unterweisen, und sie von der Macht, den Produkten, den Einkünften und dem Zustand des Staats überhaupt unterrichten sollte, so hält man sie, aus Furcht, sie möchten den Thron eher besteigen wollen in der größten Unwissenheit, und verwahrt sie öfters so gar in Gefängnissen, daher sind die meisten bey Besteigung des Throns gezwungen, die Regierung an Vetziere zu überlassen, während daß sie über nichts als über ihr Serail und ihre Weiber regieren, sich blos mit Liebessachen abgeben und größre Freyheiten und Ausschweifungen hierinnen für Vorzüge ihrer hohen Geburt halten.

Der Orient ist das Vaterland des Despotismus und war es von je her. Die Knechtschaft war bey den alten

Per-

Persern schon so groß, daß diejenige selbst, welche der König öffentlich peitschen ließ, gewohnt waren, sich bey ihm zu bedanken, daß er sie gewürdigt hätte, seine Aufmerksamkeit bis zu ihnen zu erniedrigen. Noch heutigs Tags sieht es so aus. Der Prinz oder sein Vetzier theilt willkührliche Befehle aus, und nichts kan seinem Eigensinn Einhalt thun, als Gegenwalt oder die Besorgniß eines Aufruhrs. Allein was ist ein solcher Sultan, welcher ohne die Formeln der Gerechtigkeit und ohne die Gerechtigkeit selbst Bürger gefangen setzt, oder sie umbringen läßt? Voltaire sagt, ein öffentlicher Strassenräuber und Mörder, den man Ihro Hoheit nennt.

In Siam erweißt man dem König Ehrenbezeugungen, die beynahe der Anbetung gleich kommen. Sein Palast wird für einen heiligen Ort gehalten. Bey denjenigen, welche hineingehen wollen, untersucht man sogar den Athem. Der König redet nicht, wenn er be-

fiehlt. Ein Mandarin muß seinen Willen an gewissen festgesetzten Zeichen erkennen. Es ist ein Verbrechen, wenn man von dem Könige redet, und so gar, wenn man seinen Nahmen ausspricht. Die Hofleute erscheinen niemals anders, als in einer kriechenden Stellung. Die Wache ist beständig aufmerksam und bey dem geringsten Zeichen, sieht man gleichsam Millionen niederfallen, wenn auch gleich der Prinz nicht zu sehen ist. Es ist genug, wenn der Prinz hinter einem Gitter verborgen einen Blick auf die Höfe und Gärten wirft. Das Handwerk eines Angebers wird nicht nur von der Regierung gebilligt, sondern es ist auch bey Lebensstrafe einem jeden anbefohlen. Wenn die Anklage nicht recht bewiesen wird, wirft man in Gegenwart des Prinzen, welcher in der Ungewißheit lieber den Unschuldigen mit dem Schuldigen verderben, als ein Verbrechen ungestraft lassen will, den Ankläger und Angeklagten den Tygern vor. Die Ehrfurcht für die Prinzen geht sogar

so

so weit, daß man sich nicht untersteht, sie auf eine gemeine Art zu ermorden, sondern daß man sie mit scharlachnen Tüchern erstickt und mit Keulen von kostbarem und wohlriechendem Holze todtschlägt.

In Marocco scheut sich der Prinz nicht, öfters ein gecrönter Scharfrichter zu seyn, und mit Händen, die noch von dem vergoßnen Blute triefen, öffentlich, ja gar vor den fremden Ministern zu erscheinen.

In Persien verzinnßt man dem König seine Güter von Zeit zu Zeit, und hat sie nur pachtsweise.

Man sieht aus allem diesem, was Montesquieu sowol gesagt hat, daß nehmlich die Furcht die Triebfeder des Despotismus ist. Man sucht das Volk durch einen stolzen Aufzug zu verblenden und zu überreden, daß die Könige über die Menschlichkeit erhaben seyen, ein Unterthan aber sein Vermögen und

sein Leben blos ihrer Willkühr zu danken habe. Und ich weiß nicht ob die Unterthanen glücklicher sind, wenn sie dieses glauben, oder nicht glauben, denn wenn sie sich z. E. wider einen Schach Nadir auflassen, so müssen sie entweder gewärtig seyn, daß man von ihren Köpfen Pyramiden aufrichtet, und sie auf die grausamste Art ermordet, oder wenn sie sich auch wirklich einen andern Prinzen verschaffen, so bekommen sie wie die Frösche in der Fabel anstatt des Klotzes einen Storch.

Morgenland ist zu viel schnellern Revolutionen aufgelegt, und der Mangel der Vestungen trägt ausser diesen angezeigten Ursachen nicht wenig darzu bey.

§. 13.

Von den Sitten.

Aus dem meistens schlechten Zustande der Künste und Wissenschaften der

der gewaltsamen Regierungsart, dem Zwang der abergläubigen Religion u. s. w. kan man leicht vermuthen, was man hier für Sitten erwarten müsse. Z. E. Die sclavische Art, worinnen die Siameser erzogen werden, schlägt ihren Muth nieder und macht sie ausserordentlich feige. Sie sind kalt, faul, mäsig, uneigennützig, mehr aus Trägheit als aus Tugend. Ihre Gleichgültigkeit ist ausserordentlich und kommt der Unempfindlichkeit nahe. Sie bewundern nichts und hassen nur sehr schwach, und ihre Gemüthsart ist so ruhig als ihr Himmel. Sie üben ihren Verstand nicht, und treiben eben so wenig die Leibesübung. Doch wir wollen das Gemählde allgemeiner machen.

Wir können von diesen angeführten Nationen überhaupt sagen, daß wir das sanfte und milde Wesen, welches der Einfluß der Künste und Wissenschaften auf unser Gemüth hervorbringt, weder im Umgange noch zu

Hause bey ihnen wahrnehmen, sondern dagegen viel rohes, und wildes sehen werden. Sie kennen nicht leicht ein anders Vergnügen, als dasjenige, welches sie in ihrem verschloßnen Serail haben. Da kein bleibender Adel bey ihnen ist, und selbst solche Persohnen, welche die höchste Würde des Senats besitzen; nicht selten von der niedrigsten Geburt sind, und es nichts ungewöhnliches ist, Söhne oder Enkel grosser Herrn wieder an dem Pflug zu sehen, so sieht man nichts beständiges und feines, selbst auch bey Hof und vornehmen Persohnen, in den Sitten. Da man in dem Besitz seines Vermögens nicht gesichert ist, so nimmt man Mißtrauen und ein zurückhaltendes Wesen bey ihnen wahr. Da man sich wider die despotische Gewalt des Prinzen nicht anders zu helfen weiß als durch Gegengewalt, so nimmt man Unruhen, Meutereyen und Aufruhren wahr: und da der ganze Zustand der Sachen durch den einigen Tod oder Absetzung des Prinzen oder Vetziers verändert wird,

so bedient sich sowol der Hof als das Volk öfters dieses Mittels, und daher wird es manchmal zur Gewohnheit. Da die Prinzen einen grossen Ueberfluß an Frauen haben, und viele Kinder von verschiednen Müttern erzeugen, so ist der Staat wegen der Ehrsucht der Prinzen und den Cabalen der Mütter vielen Unruhen ausgesetzt, oder man ist gezwungen, sie zu blenden, wie in Persien, sie zu stranguliren oder einzusperren, wie in der Türkey, oder ihnen tummachende Getränke zu geben, wie in Indien. Die Vielweiberey macht, daß man in den Familien wenig Einigkeit wahrnimmt, und daher haben die Väter gemeiniglich das Recht über das Leben und den Tod der Kinder. Da das Gutdünken und Interesse des Prinzen und seiner Minister fast immer die Stelle der Gesetze vertritt, so sieht man eine zwar geschwinde, aber eben deswegen gemeiniglich ungerechte Ausübung der Gerechtigkeit, und wenig Verhältniß zwischen den Strafen und Verbrechen, und man verliert den Kopf eben

sowol, wenn man einen kleinen Diebstahl begeht, oder dem Prinzen in etwas misfällt, als wenn man wirklich ein Verbrechen der beleidigten Majestät begeht. Da die Sicherheit des Despoten auf der Furcht der Unterthanen beruht, so nimmt man die schrecklichsten Strafen wahr: Man sieht nicht nur den Schuldigen allein, sondern auch seine ganze Familie so unschuldig sie auch ist, umbringen, wie z. E. in Japan; man sieht Verbrecher in Mörsern zerstossen: sie bey gelindem Feuer verbrennen, nach und nach in siedend Oel tauchen, einen hungrigen Tyger dergestalt nahe bey ihnen anbinden, daß er den Unglücklichen nur nach und nach verreissen kan, geschmolznes Metall eingiessen und den Unglücklichen mit seinem eignen Fleisch speisen, wie in Siam: einem Hände und Füsse abhauen, und nach dieser Verstümmelung langsam sterben lassen, einen bis an den Hals in eine Grube eingraben, die voll Gips ist, kleine angezündete Dachte in die Haut stecken und sie vom Fette des Leibs bren-

brennen lassen, wie in Persien. Wen schauert es nicht!

§. 14.

Von der Verbindung und dem Verhältniß der gesitteten Staaten gegen einander.

Es ist ein besondres Unterscheidungszeichen der gesitteten Zeiten, daß die Völker nicht mehr so abgesondert und getrennt, einander unbekandt und unabhängig, sondern vielmehr durch verschiedne Bande mit einander verbunden sind. England ist seiner Lage nach eine kleine abgesonderte Welt: welchem Meere, welchem Hafen aber sind seine Flaggen unbekandt? Holland scheint, der Landcharte nach, einem unerfahrnen türkischen Kayser ein schlechter Klumpen Erde zu seyn, den man, seinen Einsichten nach, leicht abgraben und ins Meer werfen könnte: Und dennoch hat dieses kleine Land Kaufleute, welche die Factoren der ganzen Welt sind, und beträchtliche auswärtige Colonien und

Län-

Länder haben. Dieser Verbindung und Ausdehnung haben es die gesittete Völker zu danken, wenn sie durch den Handel alles dasjenige, was ihnen sowol an nothwendigen als angenehmen Bedürfnissen abgeht, erhalten, und sich die Produkten der entferntesten Länder verschaffen können.

Es giebt inzwischen mancherley Verhältnisse und Verbindungen zwischen ihnen. Jenes ist durch seine Lage, dieses durch seine Schwäche; jenes durch die Religion, dieses durch nahe Blutsfreundschaft; jenes durch Subsidien, dieses durch eine andre Nothwendigkeit mit dem andern verbunden. Von solchen Ursachen rührt es her, daß Rußland und England, Spanien und Rußland einander Gesandte senden, so groß auch die Entfernung ist.

Man muß es besonders von der Europäischen Staatskunst sagen, daß sie es sowol in diesem als auch in andern Stücken weit gebracht hat. Die asiatische hingegen reicht bey weitem nicht an die unsrige. Z. E. Ein Aureng-Zeb und ein Tamerlan

lan sind im Stand in kurzer Zeit ganz Asien sich zu unterwerfen. Man setzt solchen reissenden Strömen entweder gar keinen Damm entgegen, oder man denkt erst alsdenn daran, wenn sie durch den Zufluß andrer schon allzureissend geworden sind. In Europa hingegen vereinigt man sich gegen einen ehrgeitzigen Erobrer, und verhindert ihn, daß er dasselbe mit keiner Universalmonarchie züchtigen kan. Das politische System des Gleichgewichts hat daher Europa für weit mehrerm Blut und Unruhen verwahrt, als seine Aufrechthaltung dasselbige kostet. Diesem muß man es zuschreiben, daß man keine solche schnelle und öftere Erobrungen und Revolutionen bey uns wahrnimmt. Denn an einem Pyrrhus und Tamerlan fehlt es uns selten. Cäsar Borgias, der Schüler des Machiavells hat es mit allen seinen feinen und abscheulichen Künsten nicht so weit bringen können, daß er sich im Besitz einiger weniger Städte erhalten hätte: wäre er aber von einem asiatischen Mufti gebohren worden, so würde er anstatt Städte, Länder erobert haben.

Nicht

Nicht nur aber das Interesse verbindet die gesitteten Nationen, sondern sie erkennen auch Gesetze unter einander. Man fällt z. E. einander nicht wie die Corsaren und Algierer an. Man hält die beederseitige Gesandte für unverletzlich u. d. gl. Mit einem Wort: man hat ein **Völkerrecht.**

Inzwischen muß man dennoch auch gestehn, daß unsre Staatskunst, wenn man sie auf ihrer schlimmen Seite betrachtet, in vielen Stücken ungerecht ist. Man betrügt sich, wenn man glaubt, daß der Grotius das Orackel der Höfe und die Richtschnur der Cabinete sey. Die Kriege der Nationen sind öfters im Grossen nichts anders, als was das Faustrecht der ehemaligen Edelleute en mignature war, und man scheut sich nicht, anstatt des Antimachiavells, dem Machiavell zu folgen. Eidschwüre werden dem Interesse des Staats mit kaltem Blut aufgeopfert, und seinem Versprechen Treu und Glauben zu halten, hält man nur für bürgerliche und nicht für Staatstugenden. Dasjenige,

jenige, was man an einer Privatperson tadelt und öfters mit dem Tode bestraft, wird an dem Staatsmann gelobt, und für eine nöthige Eigenschaft gehalten. Selten wird man einen Witt im Tempel finden, besonders da diese Grundsätze an den Höfen so allgemein sind. Zuweilen, sagt Swift, in seiner Reise zu den Houyhnhnms, werden zween Fürsten mit einander uneins, welcher den dritten aus dem Besitz seiner Länder vertreiben solle, woran doch keiner von diesen einen Anspruch hat. Manchmal fängt einer mit dem andern einen Streit an, weil er besorgt, dieser möchte mit ihm einen Streit anfangen. Zuweilen entsteht ein Krieg, weil der Feind zu stark, und ein andermal, weil er zu schwach ist. Manchmal fehlt es unsern Nachbarn an Sachen, die wir haben, oder sie haben solche, woran es uns mangelt, und alsdenn schlagen wir uns mit einander so lange herum, bis sie uns nehmen, was wir haben, oder uns geben, was ihnen ist. Es ist eine sehr gültige Ursache zum Krieg, wenn man ein Land mit Krieg überzieht, nachdem es durch Hunger und Pestilenz

stark

stark mitgenommen worden, oder wenn dessen Bürger in Factionen sehr unter einander getheilt sind. Man darf seinen nächsten Bundsgenossen bekriegen, wenn er eine Stadt besitzt, die uns bequem liegt, oder einen Strich Lands, der an das unsrige gränzt, und demselben eine beßre Figur geben würde. Wenn ein Fürst Volk in ein Land schickt, dessen Einwohner arm und unwissend sind, so kan er rechtmässiger Weise die Hälfte davon ausrotten, und die andre Hälfte zu Sclaven machen um sie zu civilisiren *), und ihnen ihre unartige Sitten abzugewöhnen.

Die Erfahrung das Blut und die Ketten der Völker lehren, daß dieses nicht blos eine witzige Satyre ist.

Fünf-

*) Man denke hier an unser Verfahren mit America und Africa, an unsre Zuckerplantagen und Bergwerke daselbst.

Fünfter Abschnitt.

Von dem Einfluß der gesitteten Zeiten auf die Religion.

§. 15.

Dasjenige, was der Stifter einer Religion oder Secte festgesetzt hat, kan zwar nicht verändert werden. Seine Glaubenslehre muß beständig auf einerley Art angenommen werden, die Zeiten mögen so gesittet werden, als sie wollen. Die heutige Türken müssen eben das glauben, was die erstere noch unwissendere Saracenen glaubten; und die Lehrsätze Roms sind noch immer eben dieselbe. Inzwischen aber haben die gesittete Zeiten dennoch einen Einfluß auf die Religionen. Die-

jenige, welche sich auf den Aberglauben oder die Betrügereyen der Priester stützen, oder aus Erscheinungen eines wilden Schwärmers hergeflossen sind, können gleichsam das Tageslicht nicht ertragen. Die Vielgötterey wird in den Augen eines Weltweisen lächerlich, und giebt einem Lucian Stoff zur Satyre. Man erkennt endlich, daß Steine nicht, wohl aber Priester durch dieselbige reden können. Während daß ein blinder Pöbel einen Groß-Lama als eine Gottheit ansieht, und Sachen verehrt, die man ohne Eckel nicht nennen kan *), so lacht oder

*) Seine Anhänger schreiben seinem Urin und Koth die Kraft zu, allen Arten von Krankheiten zuvor zu kommen oder sie zu heilen. Die Grossen tragen kleine Säckgen von diesem zu Pulver gemachten Unflathe am Halse und die Lamas ziehen aus der Vertheilung dieser Amuleten einen grossen Vortheil. Man versichert, daß viele

oder spottet ein kluger Chineser über diese Thorheit und Betrügerey. Selbst die wahre Religion verliert öfters die Schlacken, die man ihr anhängt. Man erkennt z. E. daß sie nicht mehr in der Freygebigkeit gegen die Priester und Mönche besteht, und wenn es vormals hiesse: „ Zur Ruhe meiner Seele und damit ich nicht dereinst unter die Böcke gestellt werde, vermache ich diesem Kloster u. s. w. „ so lernt man anders denken, und wahre Patrioten und Minister thun vielmehr das Gegentheil. Es ist wahr, es hält wegen denen im zweyten Theil angezeigten Ursachen sehr schwer, bis die aberglaubische Thorheiten abgestellt werden, und manchmal bestehn sie, aller Einsichten ungeachtet, noch immer; inzwischen aber geschieht dieses

viele von diesem Pulver auf ihre Gerichte streuen und daß andre auch Urin von dem Groß-Lamas darunter giessen. Fortsetzung von Rollins Geschichte, III. Th.

ses nicht bey dem klügern Theil der Völker, sondern man nimmt es nur bey dem unwissenden Pöbel wahr. Dieses war daher ohne Zweifel die Ursache der abergläubischen Gebräuche bey denen sonst klugen Egyptern, und ist es auch noch heutigs Tags bey einer andern Religion. Dort betete man Katzen und Zwibel, Crocodile und Knoblauch an: hier fällt man für Holz, Steinen und vermoderten Knochen eines Menschen nieder. Was denkt aber ein Manetho und ein Sixtus V?

§. 16.

Beschluß.

Es ist ein gewisser Krais von Veränderungen, welchen die Völker durchgehen müssen. Sie leben anfangs in einem ganz einfachen Stand, entfernen sich nach und nach davon, werden endlich gesittet, und wenn sie eine gewisse Stufe erreicht haben, nehmen sie ab,

und

und treten nach und nach wieder von dem Schauplatz. Der einige Unterschied, wo sie anders durch keine gewaltsame Zufälle dahin gerissen werden, besteht darinnen, daß einige schneller, andre langsamer dieses Schicksal erfahren: daß einige länger in diesem, andre in jenem Perioden verweilen. Wenn inzwischen eine Nation lange genug reich und mächtig gewesen ist, so nimmt sie endlich wieder ab, und alsdenn helfen weder Gesetze noch Regierungsformen.

Die Gestalt der Erde überhaupt verändert sich immer, und wir sehen sowol im Physikalischen als im Moralischen immerdar neue und unvermuthete Erscheinungen. Dort geht eine kleine Räuberbande aus einem kleinen Winkel des Erdbodens herfür, wächst, vermehrt sich, und schreibt dem Erdkrais nach drey oder vier Jahrhunderten Gesetze vor.

Dort wird ein schlechter Priester ein Bischof, aus diesem ein Monarch, end-

lich ein über die Königreiche willkührlich waltender Gesetzgeber, für dem sich ein Kayser selbst mitten im Winter, mit blosen Füssen, in einem armen Sünders-kleid, stellen, und um Gnade bitten muß.

Dort wird aus einem verwundeten Soldaten ein heiliger Schwärmer, dessen Anhänger in kurzer Zeit so mächtig werden, daß sie sich Länder im Grossen und Kleinen verschaffen, und die Besitzer der Thronen durch ihre Lehren, durch Armeen, und ihren mörderischen Stahl in Furcht setzen.

Dort entsteht aus einem kleinen Fürstenthum ein mächtiges Königreich, welches die furchtbarsten Mächte kaum erschüttern können.

Im Gegentheil zeigt uns die Geschichte auch, wie die größte Königreiche, die größte politische Colossen, durch den Tod eines einigen Menschen, oder sonst durch einen kleinen Zufall zu Grunde gehen.

Sie

Sie zeigt uns wie ein schlechter Fischer, ein elender Dachdecker den Thron besteigt oder erschüttert: Wie dort

— Ein Prätendent das leichte
Volk erregt,
Der noch den Mühlenstaub auf
beyden Schultern trägt.

Sie zeigt uns endlich, wie gleichsam eine Hand voll Tartarn die volkreichste Nation auf dem Erdboden bezwingt und beherrscht.

Wenn man diese Verändrungen bis auf unsre Zeiten nur obenhin und an sich selbst betrachtet, so wird man darüber urtheilen wie Voltaire.

Notre monde politique eſt comme notre globe, quelque choſe d'informe qui ſe conſerve toujours.

E N D E.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Steeb, Johann Gottlieb,

Versuch einer allgemeinen Beschreibung von dem Zustand der Völker

Carlsruhe 1766

H.g.hum. 215 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10445924-8
VD18 14591413-001